



Die Beauftragte
der Bundesregierung
für Kultur und Medien

Bundesinstitut
für Kultur und Geschichte
der Deutschen im östlichen Europa



Deportation und Erinnerung

80. Jahrestag der Zwangsumsiedlung
der Russlanddeutschen 1941

Gedenkveranstaltung am
25. August 2021 in Berlin



INHALT

- 4 **Begrüßung**
Prof. Dr. Matthias Weber, Direktor des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa
- 7 **Ansprache**
Staatsministerin Prof. Monika Grütters MdB,
Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien
- 11 **Ansprache**
Prof. Dr. Bernd Fabritius MdB,
Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten
- 15 **Der Deportationserlass vom 28. August 1941 und seine Folgen**
Impulsreferat von *Edwin Warkentin*,
BKM-Kulturreferent für Russlanddeutsche
- 23 **Sowjetisches Gepäck und heutige Identität – Russlanddeutsche 2021**
Podiumsgespräch mit

Dr. Marit Cremer, Memorial Deutschland

Albina Nazarenus-Vetter, Stellvertretende Bundesvorsitzende der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland

Irina Peter, Stadtschreiberin des Deutschen Kulturforums östliches Europa 2021 in Odessa

Prof. Dr. Hans-Christian Petersen, Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Oldenburg / Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien der Universität Osnabrück

Moderation: *Tamina Kutscher*, Portal „dekoder.org“
- 33 **Bewahrung der Erinnerung – eine Aufgabe für die Zukunft**
Schlusswort von *Kornelius Ens*,
Direktor des Museums für russlanddeutsche Kulturgeschichte, Detmold
- 38 Impressum / Bildnachweise



Die vollständige Veranstaltung
sehen Sie im Youtube-Kanal
des Deutschen Kulturforums
östliches Europa



Begrüßung

Prof. Dr. Matthias Weber

Sehr geehrte Frau Staatsministerin Grütters,
sehr geehrter Herr Beauftragter Fabritius,
sehr geehrter Herr Dr. Bergner,

meine sehr geehrten Damen und Herren hier im Kinosaal des Deutschen Historischen Museums und an den Bildschirmen zu Hause oder wo immer sie sich befinden mögen, namens des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa möchte ich Sie ganz herzlich zur heutigen Gedenkveranstaltung zum Thema „Deportation und Erinnerung. 80. Jahrestag der Zwangsumsiedlung der Russlanddeutschen 1941“ begrüßen.

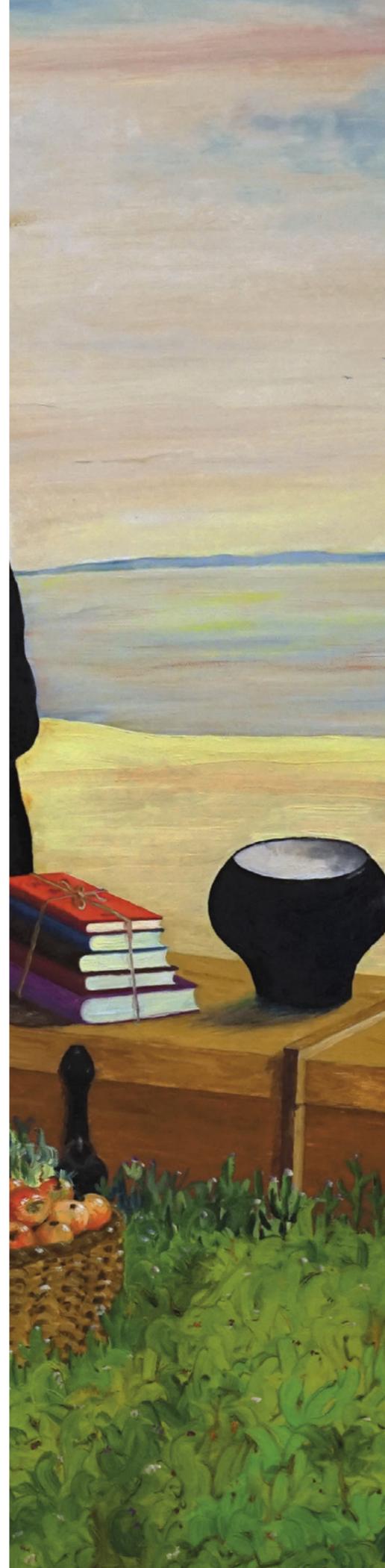
Der Deportationserlass vom 28. August 1941

Der Erlass des Obersten Sowjets der UdSSR vom 28. August 1941 zur zwangsweisen Umsiedlung der in der Sowjetunion lebenden deutschen Bevölkerung ist eine tiefe Zäsur in der russlanddeutschen Historie, die im Jahr 1763 mit dem Einladungsmanifest der Zarin Katharina II. begonnen hatte. Infolge des Erlasses, der eine Reaktion auf den deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 war, wurde die deutsche Bevölkerung pauschal der Kollaboration mit dem NS-Staat beschuldigt: Seine Folgen schlugen sich in nüchternen Zahlen nieder: ca. 900.000 Menschen wurden zwangsumgesiedelt, etwa 350.000 Menschen mussten in Arbeitslager, mindestens 150.000 Menschen kamen zu Tode.

Diese Zahlen stehen für Einzelschicksale, sie markieren eine Tragödie für die Russlanddeutschen, aber sie gehen alle Deutschen und alle Europäer an. Eine Aufgabe des BKGE ist es, dies in das allgemeine Bewusstsein zu rufen; dazu soll die heutige Veranstaltung beitragen.

Ich finde es ermutigend, dass das Interesse an diesem Thema – zumindest nach meiner Wahrnehmung – größer zu werden scheint. Ich darf erwähnen, dass es heute ein Leichtes gewesen wäre, den Kinosaal des Deutschen Historischen Museums bis auf den letzten Platz zu füllen. Leider sind aufgrund der Corona-Vorschriften aber nur 71 Personen zugelassen – ich bitte alle, die auf der Warteliste bleiben mussten und jetzt vielleicht am Bildschirm zusehen, um Verständnis.

Meine Damen und Herren, Katharina Neufeld, die frühere Leiterin des Museums für russlanddeutsche Kulturgeschichte in Detmold hat einmal betont: „Die Geschichte der Russlanddeutschen ist eine andere als die



der Deutschen aus Deutschland. Aber sie ist auch eine deutsche Geschichte.“ Daran möchte ich gerne anschließen: Heute leben rund 2,4 Millionen Russlanddeutsche in der Bundesrepublik Deutschland, die selbst oder deren Eltern und Großeltern von Deportationen betroffen waren. Wenn wir uns heute ihre Vergangenheit ins Bewusstsein rufen, dann geht es nicht nur um formales Gedenken, nicht nur um Mitmenschlichkeit und Respekt. Das Wissen über die spezifischen russlanddeutschen Erfahrungen mit deren schmerzlichen Folgen bis heute und deren Anerkennung durch die Mehrheit sind von Bedeutung für gesellschaftliches Zusammenwachsen und solidarisches Handeln.

Der 28. August ist nicht nur ein deutscher, sondern auch ein europäischer Erinnerungsort – im übertragenen Sinn dieses Begriffs: Die stalinistischen Deportationen, die auch zahlreiche weitere Gruppen betrafen, waren eine Folge von Krieg und Diktatur, ein Akt brutaler Machtpolitik; auch heute sind Freiheit, Selbstbestimmung, Rechtsstaatlichkeit und Toleranz in Europa bedroht, keineswegs nur in Belarus. Vor diesem aktuellen Hintergrund führt uns die Deportation der Russlanddeutschen exemplarisch die Bedeutung dieser Werte vor Augen und ruft uns zur Wachsamkeit auf. Hier sind auch die Anknüpfungspunkte, um die russlanddeutschen Erfahrungen noch stärker als bisher nicht nur in das gesamtdeutsche, sondern auch in das europäische historische Gedächtnis einzubringen, denn nach wie vor müssen wir konstatieren, dass das Wissen darüber noch viel zu gering ist.

Das alles sind keine ganz neuen Erkenntnisse. Im Förderbereich nach § 96 Bundesvertriebenengesetz ebenso wie im BKGE wird schon seit mehreren Jahren ein Schwerpunkt auf die Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen gelegt. Es ist auch kein Zufall, dass das größte Forschungsprojekt am BKGE die Alltagsgeschichte der Russlanddeutschen in der Sowjetunion nach 1953, ihr „sowjetisches Gepäck“ und dessen Nachwirkungen bis heute betrifft.

Auch wenn ganz unstrittig wissenschaftliche Forschung und feierliches Gedenken an Opfer unterschiedlichen Regeln gehorchen müssen, so sind sie meiner Ansicht nach doch nur zwei Seiten derselben Medaille: Wissenschaftler sollten bei allem Anspruch auf kritische Objektivität nicht vergessen, dass sie über menschliche Schicksale und Tragödien schreiben; auf der anderen Seite kann sich empathisches Opfergedenken ohne die Basis der Zahlen, Daten und wissenschaftlichen Diskurse sehr leicht verselbstständigen – das eine kommt ohne das andere nicht aus. In diesem Sinn haben wir das heutige Programm gestaltet und das Gedenken mit aktuellen Fragen nach der Gegenwart und der heutigen Identität der Russlanddeutschen verbunden.

Bevor wir in das Programm einsteigen habe ich noch Dank auszusprechen:

- › Dem Präsidenten des Deutschen Historischen Museums, Herrn Professor Raphael Gross, dafür, dass wir heute in seinem Haus zu Gast sein dürfen. Ich bin sehr froh darüber, denn das DHM ist der dem Anlass angemessene Ort – die Geschichte der Russlanddeutschen gehört in die Mitte der deutschen Geschichte, für die das DHM steht.
- › Einen herzlichen Dank sage ich meinem Kollegen Professor Hans-Christian Petersen, der die Forschungen über die Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen im BKGE leitet und die fachliche Konzeption dieser

Veranstaltung erarbeitet hat. Er wird gleich auf dem Podium mitdiskutieren.

- › Zu danken habe ich meiner Kollegin Maria Luft, die die organisatorische Leitung innehat; Frau Sonja Trautmann vom Deutschen Historischen Museum hat uns bei der Vorbereitung sehr geholfen – auch dafür ein herzlicher Dank.

- › Die musikalische Gestaltung liegt in den Händen von Ruth Mogrovejo, Viola, und Uschik Choi, Violoncello. Wir hören Werke von Alfred Schnittke (1934–1998), dem wohl bekanntesten russlanddeutschen Komponisten, und von Reinhold Glière (1875–1956), der ursprünglich „Glier“ heißt. Er wurde als Sohn eines deutschen Blasmusikinstrumenten-Machers 1875 in Kiew geboren und war ein berühmter Komponist und Professor am Moskauer Konservatorium.

Ich freue mich sehr darüber, dass wir diese Gedenkveranstaltung in Zusammenarbeit mit sechs Partnereinrichtungen durchführen können, dem

- › Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte, Detmold, dem
- › BKM-Kulturreferat für Russlanddeutsche, Detmold,
- › dem Deutschen Kulturforum östliches Europa, Potsdam, das uns wieder mit Rat und Tat unterstützt und auf dessen Youtube-Kanal diese Veranstaltung ab 28. August auch langfristig zur Verfügung stehen wird. Lieber Harald Roth, dafür ein ganz herzlicher Dank an Sie sowie Ihre Kolleginnen und Kollegen.

Weitere Partner sind:

- › die Landsmannschaft der Deutschen aus Russland, Stuttgart,
- › Memorial Deutschland, Berlin, sowie das
- › Institut für Migrationsforschung und interkulturelle Studien an der Universität Osnabrück.
- › Und nicht zuletzt gehört der herzliche Dank allen im Programm genannten Akteurinnen und Akteuren, die aus den soeben genannten Einrichtungen zu uns gekommen sind.

Das Programm

Es folgen gleich die Ansprachen von Frau Kulturstaatsministerin Monika Grütters sowie des Beauftragten der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, Bernd Fabritius. Daran wird sich das Impulsreferat über den „Deportationserlass vom 28. August 1941 und seine Folgen“ anschließen. Es wird vorgetragen von Edwin Warkentin, dem BKM-Kulturreferenten für Russlanddeutsche in Detmold. Ein „Musikalisches Intermezzo“ wird dann den ersten Teil abschließen. Nach einer Pause geht es mit der Podiumsdiskussion „Sowjetisches Gepäck und heutige Identität – Russlanddeutsche 2021“ weiter. Sie wird moderiert von der Journalistin Tamina Kutscher, Chefredakteurin des 2016 und 2021 mit dem Grimme Online Award ausgezeichneten Portals „Dekoder.org“, das uns hilft, Russland und Belarus zu verstehen und, wo nötig, zu entschlüsseln. Frau Kutscher wird Ihnen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Podiumsdiskussion vorstellen. Das Schlusswort wird Kornelius Ens sprechen, der Leiter des Museums für russlanddeutsche Kulturgeschichte in Detmold.

Liebe Frau Grütters, mit Ihrer Unterstützung wurden die Spielräume für die Erforschung und Vermittlung russlanddeutscher Geschichte in den vergangenen Jahren wesentlich erweitert. Ich heiße Sie ganz besonders herzlich willkommen und bitte Sie darum, das Wort zu ergreifen.

Prof. Dr. Matthias Weber
Bundesinstitut für Kultur und
Geschichte der Deutschen
im östlichen Europa, Direktor



Ansprache

Staatsministerin Prof. Monika Grütters MdB

Bedeutung für die deutsche Minderheit

Der 28. August ist in vielerlei Hinsicht ein erinnerungswürdiges Datum: Am 28. August 1749 wurde Johann Wolfgang von Goethe geboren. Am 28. August 1963 hielt Martin Luther King in Washington seine berühmte Rede „I have a dream“. Am 28. August 1995 starb Michael Ende. Für Russlanddeutsche ist der 28. August mehr als nur ein erinnerungswürdiges Datum. Der 28. August 1941 ist das dunkelste Datum in ihrer jahrhundertelangen Geschichte: der Tag, der ihr Vertriebenen-Schicksal besiegelte und den Beginn ihrer leidvollen Odyssee markierte. Was dieser Tag für die deutsche Minderheit in der Sowjetunion bedeutete, hat die Enkelin einer wolgadeutschen Großmutter, Valentina Sommer, 2011 in einem Buch beschrieben, das den Schicksalen ihrer Vorfahren und den persönlichen Erinnerungen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen gewidmet ist. Über den 28. August und die folgenden Tage heißt es darin, ich zitiere:

„Es kam der Befehl, nur das, was man tragen kann, mitzunehmen und zu Fuß an das Wolgaufer zu kommen. (...) Die lange Schlange (...) glich einem Leichenzug, begleitet durch bewaffnete Soldaten. Das glückliche Leben, die Träume von der Zukunft, das Leben der Kolonisten wurden zu Grabe getragen. (...) jeder verstand ganz deutlich tief im Herzen: ‚Das ist der Abschied, der Abschied von daheim, von dem schönen Leben, von Freunden und Nachbarn, Abschied von der ersten Liebe, von den Zukunftsplänen, von der Heimat..., und zwar für immer!‘ Dieses Bild stand Tag und Nacht, Jahr für Jahr das ganze Leben lang vor den Augen unserer Eltern und Großeltern.“

So wie für Valentina Sommer der Leidensweg ihrer Mutter und Großmutter immer präsent blieb, so wirken die Deportationen bis heute in den Familien vieler Russlanddeutscher nach. Rund 900.000 unschuldige Menschen wurden aus der Wolgaregion, aus den östlichen Gebieten der Ukraine, von der Krim, dem Kaukasus und aus weiteren Gebieten nach Sibirien und Kasachstan zwangsumgesiedelt. Rund 350.000 mussten unter qualvollen Bedingungen Zwangsarbeit leisten. Soweit sich das heute noch nachvollziehen lässt, kamen bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs rund 150.000 Menschen durch Aussiedlung, Hunger und Zwangsarbeit ums Leben. Dieses Unrecht hat sich nicht nur tief in die Familiengeschichten eingebrannt. Es hat der rund 150-jährigen russlanddeutschen Geschichte an der Wolga und am Schwarzen Meer gewaltsam und auf Dauer ein Ende gesetzt. Erst nach 1955 durften die Zwangsvertriebenen sich wieder in andere Gegenden der Sowjetunion niederlassen – aber nicht dort, wo sie vor dem Krieg gelebt hatten. Wie Valentina Sommer denken viele Russlanddeutsche deshalb am 28. August an die – ich zitiere noch einmal – „zurückgebliebenen Verstorbenen, zerstreut in ganz Russland vom Schwarzen Meer bis Sibirien und Kasachstan, auf teils vergessenen, zerstörten und verschwundenen Friedhöfen, und [an die] namenlos am Rande des Wander- und Kriegsweges auf die Schnelle Beerdigten“.

Gedenken zum 80. Jahrestag

Sie verdienen ein ehrendes Gedenken. Deshalb bin ich froh, dass das Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) dem 80. Jahrestag des Beginns der Zwangsumsiedlung der Russlanddeutschen die heutige Tagung widmet. Für dieses wichtige geschichtspolitische Zeichen danke ich Ihnen, lieber Herr Professor Weber, und allen Beteiligten sehr herzlich. Die Erinnerung auch auf diese Weise zu bewahren und weiter zu tragen, ist umso bedeutsamer, als kaum noch Zeitzeuginnen und Zeitzeugen leben und auch die unmittelbar folgende Generation schon ein hohes Alter erreicht hat. Darüber hinaus kann eine solche Tagung den 28. August 1941 im Zusammenhang mit einem, für Deutschland nicht minder wichtigen Jahrestag betrachten: mit dem durch völkisch-nationalistische Großmachtfantasien motivierten, deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941. Er markiert den Beginn eines brutalen und barbarischen Krieges, einer Besatzungs- und Vernichtungsherrschaft, der eine schier unfassbare Zahl von Menschen das Leben kostete: 27 bis 28 Millionen Sowjetbürgerinnen und Sowjetbürger,

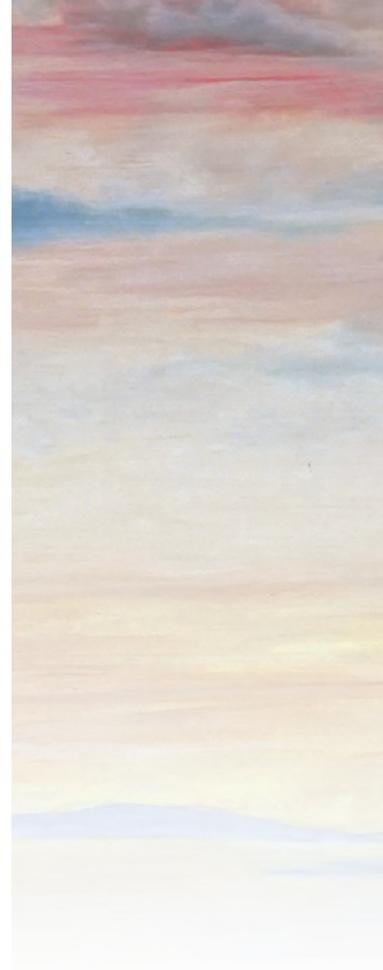


überwiegend Zivilisten – ermordet von Deutschen, verhungert oder erfroren, teils abgewertet als so genannte „slawische Untermenschen“, teils verachtet und vernichtet, weil sie Jüdinnen und Juden waren. Dieser Kontext darf nicht außer Acht gelassen werden, wenn wir über den 28. August 1941 reden. Doch so schrecklich das Leid unschuldiger Menschen, so entsetzlich die Auswüchse eines Krieges, an denen Millionen Männer, Frauen und Kinder körperlich und seelisch zugrunde gingen: Die kollektive Stigmatisierung der Russlanddeutschen als „Verräter“ und „Kollaborateure“ und ihre dadurch begründete Zwangsumsiedlung sind ein Verbrechen – und ein Unrecht, das bis heute nachwirkt.

Die russlanddeutschen Erfahrungen, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg vielfach in weiteren gewaltsamen Umsiedlungen und Unterdrückung unter kommunistischer Diktatur fortsetzten, spiegeln die leidvolle Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts wider. Sie lehren uns, dass es ohne die Überwindung des Nationalismus, der einst im barbarischen Eroberungsfeldzug Hitlers im Osten gipfelte und der heute leider vielerorts wieder im Aufwind ist, keinen dauerhaften Frieden in Europa geben kann. Nicht nur deshalb sollten die russlanddeutschen Erfahrungen mehr Gehör finden. Die christdemokratisch geführten Bundesregierungen haben sich in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten unter der Führung Helmut Kohls wie auch Angela Merkels sehr dafür eingesetzt, dass die Geschichte, aber auch die Traditionen und die Kultur der Deutschen aus Russland die Aufmerksamkeit bekommen, die sie verdienen. Nicht nur, weil wir Christdemokraten finden, dass kultureller Reichtum, dass Wurzeln und Traditionen etwas sind, worauf jede Gemeinschaft stolz sein kann; sondern auch, weil wir der Auffassung sind, dass russlanddeutsche Geschichte Teil unserer gemeinsamen deutschen Geschichte ist. Deshalb ist es bis heute ein wichtiges Anliegen jeder unionsgeführten Bundesregierung, das reiche kulturelle Erbe der historischen Ostgebiete und der deutschen Siedlungsgebiete im östlichen Europa zu bewahren, zu erforschen und zu vermitteln, so wie Paragraph 96 des Bundesvertriebenengesetzes es vorsieht.

Förderung russlanddeutscher Initiativen und Veranstaltungen

Im Etat des Bundeskulturreports hat die regelmäßige Förderung mit mehr als 31 Millionen Euro im Jahr 2020 eine Höhe erreicht, die sowohl ideell als auch monetär unsere hohe Wertschätzung für das kulturelle Erbe der Aussiedler und Vertriebenen zum Ausdruck bringt – gerade auch im Vergleich mit dem Tiefpunkt von weniger als 13 Millionen Euro, der unter der rot-grünen Bundesregierung im Jahr 2005 für den gesamten Förderbereich zu verzeichnen war. Aus der Gesamtfördersumme von heute gut 31 Millionen Euro finanzieren wir unter anderem eine Vielzahl an Projekten mit Partnern, die sich der Erinnerung und der Bewahrung des kulturellen Erbes der Deutschen aus Russland widmen. Von der Förderung profitieren aber auch Initiativen und Veranstaltungen mit russlanddeutschem Bezug: So habe ich beispielsweise an der Universität Osnabrück eine eigenständige Juniorprofessur für „Migration und Integration der Russlanddeutschen“ einrichten lassen, die aus meinem Kulturretat finanziert wird. Außerdem unterstützen wir das Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte in Detmold seit 2016 im Wege der Projektförderung. Ging es zunächst um den Aufbau des Museums, steht derzeit die Konsolidierung im Vordergrund. Zum besseren Verständnis



russlanddeutscher Erfahrungen wird sicherlich auch der neue Förderschwerpunkt „Vielstimmige Erinnerung – gemeinsames Erbe – europäische Zukunft: Kultur und Geschichte der Deutschen und ihrer Nachbarn im östlichen Europa“ beitragen, den wir eingerichtet haben, um in Europa Verstehen und Verständigung zu fördern.

Vor wenigen Wochen konnten wir außerdem hier in Berlin endlich das Dokumentationszentrum Flucht, Vertreibung, Versöhnung eröffnen. Dieser deutschlandweit einzigartige, gesamteuropäisch verankerte Lernort zu den Themen Flucht, Vertreibung und Zwangsmigration insbesondere im 20. Jahrhundert erinnert mit zahlreichen Exponaten nicht zuletzt auch an das Leid und die persönlichen Schicksale der Russlanddeutschen. Eine Grubenlampe beispielsweise, verwendet von 1942 bis 1947 im Lager in Korkino im Ural, ist Zeugnis von Zwangsarbeit, die Russlanddeutsche in der Arbeitsarmee leisten mussten. Das Dokumentationszentrum stellt aber auch die Bezüge her zu den Verbrechen Deutschlands, die diesem Unrecht vorausgingen. Um eine solche differenzierte und eine den Millionen Einzelschicksalen angemessene Form des Gedenkens wurde über viele Jahre gerungen. Umso mehr erfüllt es mich mit Dankbarkeit, dass nun endlich jenes „sichtbare Zeichen gegen Flucht und Vertreibung“ gesetzt ist, auf das die mittlerweile hochbetagten Betroffenen und ihre Nachkommen so lange gewartet haben. Es kann Menschen aus aller Welt für Ursachen und Folgen des Heimatverlusts sensibilisieren.

Dass unterschiedliche Erinnerungen an das wechselvolle 20. Jahrhundert um Gehör und Anerkennung ringen, ist Teil der Identität Europas. Sie sind als Folge der Verheerungen, die Deutschland über Europa gebracht hat, eng miteinander verwachsen, und ergeben doch kein homogenes Narrativ, kein gemeinsames Gedächtnis. Eine gemeinsame Erinnerungskultur kann deshalb nur darin bestehen, der Vielstimmigkeit der Erinnerungen Gehör zu verschaffen und dadurch zu einer gemeinsamen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, zu Verstehen und Verständigung zu finden. Anton Markschteder, ein russlanddeutscher Historiker, geboren in Kasachstan, hat es im Zusammenhang mit seiner eigenen Familiengeschichte so formuliert: „Alle Geschichten verwaschen, verwelken, zerschmelzen. [...] Und das einzig Wirksame, das uns Menschen bisher dagegen eingefallen ist, ist, diese Geschichten einander zu erzählen.“ In diesem Sinne hoffe ich, dass die Landsmannschaft der Deutschen aus Russland und die zahlreichen weiteren Organisationen und Vereine der Aussiedler und Vertriebenen, in denen viele von Ihnen, meine Damen und Herren, sich ehrenamtlich engagieren, weiterhin dafür sorgen, dass diese Lebens- und Familiengeschichten, die mit dem 28. August 1941 eine brutale Zäsur erfahren haben, erzählt und weitergetragen werden. Sie sind nicht nur Teil deutscher Geschichte. Sie sind auch wertvoll für Deutschlands Gegenwart und Zukunft: als eindringliche Warnung vor Nationalismus und totalitärem Denken, als Ansporn, für ein demokratisches, in Vielfalt geeintes Europa einzutreten und als Bekräftigung der Notwendigkeit, auch kulturellen Minderheiten eine Heimat zu sein. Dafür wünsche ich der Tagung „Deportation und Erinnerung“ zum 80. Jahrestag der Zwangsumsiedlungen der Russlanddeutschen inspirierende Diskussionen und eine breite Resonanz.

Staatsministerin
Prof. Monika Grütters MdB,
Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien



Ansprache

Prof. Dr. Bernd Fabritius MdB

Deportation und Erinnerung

Es ist mir eine besondere Ehre und Freude, als Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten im Rahmen der Gedenkveranstaltung anlässlich des 80. Jahrestages der Zwangsumsiedlung der Russlanddeutschen zu Ihnen sprechen zu dürfen. Das Motto der heutigen Gedenkveranstaltung lautet „Deportation und Erinnerung“.

Erinnerung und Gedenken sind es, meine Damen und Herren, die wir den Opfern dieses Unrechts nach vielen Jahrzehnten entgegenbringen wollen – gerade auch an diesem symbolhaften und würdigen Ort, im Deutschen Historischen Museum. Damit ist es aber nicht getan, wenn man sich die Nachwirkungen dieses Unrechts in Gegenwart und Zukunft vergegenwärtigt.

In seinem epochalen Werk „Archipel Gulag“, das eine einmalige und umfassende literarische Anklage gegen die stalinistischen Gräueltaten darstellt, widmet der Literaturnobelpreisträger Alexander Solschenizyn den Deutschen aus Russland viel Mitgefühl für ihr leidvolles Schicksal:

„Wie einst auf dem von Kaiserin Katharina geschenkten fruchtbringenden Land, so setzten sie sich jetzt auf dem von Stalin zugewiesenen kargen Boden fest, widmeten sich ihm, als wär’s nunmehr für alle Zeit ihr eigen.“

Nicht bis zur ersten Amnestie richteten sie sich darauf ein, nicht bis zur ersten Zarengnade, sondern – für immer. 1941 blank und nackend ausgesiedelt, jedoch umsichtig und unermüdlich, ließen die Deutschen den Mut nicht sinken und schickten sich an, ebenso ordentlich und vernünftig zu werken.“

Ordentlich und vernünftig zu werken, das kennzeichnet unsere Russlanddeutschen auch heute noch und wohl auch künftig in alle Zeiten.

Wenige Wochen nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion war Stalins Rache an den „sowjetischen Bürgern deutscher Volkszugehörigkeit“ allgegenwärtig: Sie, Herr Professor Weber, haben die bedrückenden Zahlen genannt. Im Januar 1942 wurde eine allgemeine Verfügung zur Zwangsarbeit für alle Russlanddeutschen erlassen. Unzählige Menschen sind während der Verschleppung und in den Arbeitslagern der Trudarmee gestorben.

Tag der Trauer

Auch 80 Jahre später ist der 28. August daher ein Tag der Trauer und des Gedenkens. Das Zusammenkommen zum gemeinsamen Gedenken an diesem Tag – und das Jahr für Jahr – hat auch eine sichtbare heimatpolitische Komponente. Gemeinsames Gedenken stärkt mit seiner identitätsstiftenden Wirkung den Zusammenhalt in unserer Gesellschaft.

Zusammenhalt geht nicht ohne gemeinsame Erinnerung. Erst aus dieser Erinnerung erwachsen bewusstes Handeln in der Gegenwart und Verantwortung für die Zukunft. Genau diesem fühlt sich die Bundesregierung in dem Bereich Heimatpolitik und besonders auch im Bereich Vertriebenen- und Aussiedlerpolitik verpflichtet.

Aufgrund der Kürze der Zeit werde ich mich auf zwei Aspekte des vertriebenen- und aussiedlerpolitischen Engagements der Bundesregierung beschränken:

Im Bereich des Kriegsfolgenrechts ist der erfolgreiche Abschluss der symbolischen Anerkennungsleistung für die zivilen deutschen Zwangsarbeiter – ein Meilenstein in der zu Ende gehenden Legislaturperiode – zu nennen. Alle Menschen, die während und nach dem Zweiten Weltkrieg durch ausländische Mächte wegen ihrer deutschen Staatsangehörigkeit oder ihrer deutschen Volkszugehörigkeit Zwangsarbeit leisten mussten, haben auf Grundlage der gleichnamigen Richtlinie diese Anerkennungsleistung erhalten. Etwa drei Viertel der Antragstellerinnen und Antragsteller kommen aus der ehemaligen Sowjetunion. Über 38.000 positive Anerkennungsbescheide konnten erteilt werden. Uns ist hierdurch ein wichtiger Impuls gelungen, der einen Teil historischen Unrechts deutlich und spürbar anerkennt. Bezeichnend und bewegend für mich – erlauben Sie mir diese persönliche Anmerkung – war das Feedback der Betroffenen, die vielfach erstmalig im Rahmen der Antragstellung über das Erlebte berichten konnten, dass sie es „der Bundesrepublik Deutschland erzählen konnten“ und wir zugehört und anerkannt haben. Unzählige Dankesbriefe dafür – und nicht primär für den eher symbolischen Geldbetrag der Anerkennung – zeigen, wie wichtig dieses Zuhören und Anerkennen den Betroffenen gewesen ist.

Noch einen zweiten Aspekt will ich beispielhaft erwähnen: In Umsetzung ihrer Einstands- und Fürsorgepflicht aufgrund des Kriegsfolgenschicksals der Deutschen aus Russland sucht die Bundesregierung nach tragfähigen



Lösungen zur Beseitigung der personenkreisspezifischen Benachteiligung von Aussiedlern- und Spätaussiedlern im Rentenrecht. Ich habe als Bundesbeauftragter eine Korrektur dringend nicht nur empfohlen, sondern eingefordert und auch Wege aufgezeigt, wie die bestehende Gerechtigkeitslücke systemkonform behoben und der personenkreisbedingten Altersarmut unter Russlanddeutschen entgegenwirkt werden kann. Leider konnten wir unseren derzeitigen Koalitionspartner SPD dafür nicht gewinnen, das Anliegen bleibt aber auf meiner Agenda, bis es zur allgemeinen Zufriedenheit gelöst sein wird, das kann ich Ihnen an dieser Stelle versprechen.

Gemäß Kabinettsbeschluss vom 23. Juni 2021 hat die Bundesregierung ein klares Signal gesetzt und eine Milliarde Euro in den Haushaltsplanentwurf für 2022 für einen vom Bund und Ländern geplanten Härtefallfonds, der auch Aussiedlern und Spätaussiedlern zugutekommen soll, eingebracht. Die Eckpunkte dieses Härtefallfonds, die zwischen der Bundesregierung und den Ländern gerade abgestimmt werden, sehen vor, dass sich die Länder in gleicher Höhe an der Finanzierung beteiligen sollen. Hier ist die kommende Bundesregierung aufgefordert, Aussiedler und Spätaussiedler gleichermaßen einzubeziehen und so einen Beitrag zur Beseitigung der Gerechtigkeitslücke zu leisten.

Sehr geehrte Frau Staatsministerin Grütters, Ihnen und dem BKGE, welches mit Ihrer Unterstützung für Initiative und Organisation dieser Veranstaltung zeichnet, danke ich ebenfalls herzlich. Geschichtliche Aufarbeitung, Analyse der Vergangenheit und ein Blick in die Zukunft sind unerlässlich, wenn die erforderlichen Schlüsse für die Zukunft richtig gezogen werden sollen.

Frau Dr. Cremer, die heute die Organisation „Memorial“ vertritt, hat den Begriff „fluide Identitäten“ in Bezug auf die Deutschen aus Russland geprägt. Einerseits gibt es den sozialwissenschaftlichen Ansatz, den Zuzug von Spätaussiedlern unter die Kategorie „postsowjetische Migration“ zu fassen und die Deutschen aus Russland der russischsprachigen Diaspora zuzuordnen. Das halte ich – aus differenzierter Betrachtung und aus tiefster Überzeugung – für unzutreffend. Zu beobachten ist leider vielfach auch ein zumindest unsauberes journalistisches Herangehen, wonach Deutsche aus Russland undifferenziert und oberflächlich zu den „russischsprachigen Bevölkerungsgruppen in Deutschland“ gezählt werden. Nur das Ausblenden der eigenen kulturellen Selbstverortung dieser Menschen und die Anmaßung einer Fremddiagnose lässt es zu solchen Abwegen kommen.

Nach meiner Wahrnehmung sehen sich Deutsche aus Russland und den anderen Nachfolgestaaten der Sowjetunion durchwegs als Landsleute, die nach einer wechsel- und leidvollen Geschichte in Deutschland – ihrer ältesten Heimat – wiederbeheimatet werden wollen und mitnichten als postsowjetische Migranten: Die deutsche Muttersprache gehört – selbst wenn diese sich als Folge des Stalin-Erlasses und der darauf begründeten Repressionen noch in einem „Überwinterungsschlaf“ befindet, zur

selbstbestimmten kulturellen Identität, die sich einer Fremdbestimmung regelmäßig nicht unterwerfen muss. Russlanddeutsche Verbandsvertreter – Johann Thießen, der Bundesvorsitzende der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland, wird dies bestätigen – sehen sich daher mitnichten als Repräsentanten postsowjetisch-migrantischer Organisationen und werden von verantwortlichen Vertretern der Bundesregierung auch nicht so wahrgenommen. Sie lehnen derart pauschale Zuordnungen ab und wehren sich berechtigterweise gegen eine solche Fremdadressierung. Dabei haben Sie mich stets an Ihrer Seite.

Als Aussiedlerbeauftragter ist es mir wichtig, im Kontext dieses Spannungsverhältnisses die Unterscheidung der Integration der Asylbewerber bzw. Migranten aus anderen Kulturkreisen von der Wiederbeheimatung deutscher Aussiedler und Spätaussiedler zum Ausdruck zu bringen und die unterschiedlichen Anforderungen zu beachten.

Die kategoriale Unvergleichbarkeit der kriegsfolgenbedingten Aufnahme der deutschen Heimatvertriebenen, Aussiedler und Spätaussiedler mit anderen Formen der Zuwanderung nach Deutschland ist offenkundig.

Die Aufnahme unserer Landsleute aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion ist nach meinem Verständnis nicht bloß eine Episode der vielfältigen Einwanderungsströme nach dem Fall des Eisernen Vorhangs. Gerade das kollektive Kriegsfolgenschicksal der Deutschen aus Russland, welches heute im Mittelpunkt der Gedenkveranstaltung steht, als generationenübergreifendes Merkmal auch aktuell präsent ist und bis heute nachwirkt, macht mit seinem identitätsstiftenden Charakter den wesentlichen Unterschied zu anderen Zuwanderergruppen und die Einzigartigkeit des Spätaussiedlerzuzugs aus.

Mit Blick auf die nachfolgende Podiumsdiskussion, die das „sowjetische Gepäck“ innerhalb der „heutigen Identität der Russlanddeutschen“ eruieren soll, erlaube ich mir zum Schluss meiner Ansprache die Fortsetzung des Solschenizyn-Zeitzeugnisses:

„Wo liegt auf Erden jene Wüste, die die Deutschen nicht in blühendes Land zu verwandeln verstünden? Nicht umsonst hieß es im früheren Russland: Der Deutsche ist wie'n Weidenbaum. Wo du ihn hinsteckst, schlägt er Wurzeln“.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Prof. Dr. Bernd Fabritius MdB,
Beauftragter der Bundesregierung
für Aussiedlerfragen und
nationale Minderheiten



Der Deportationserlass vom 28. August 1941 und seine Folgen

Impulsreferat von *Edwin Warkentin*,
BKM-Kulturreferent für Russlanddeutsche

Bewahrung und Weitergabe des Erinnerns

Des Kollektivschicksals der Russlanddeutschen im Zweiten Weltkrieg öffentlich und gesamtgesellschaftlich zu gedenken, bedeutet gleichzeitig wirkungsvoll aufzuzeigen, warum Russlanddeutsche hier sind. Darüber hinaus kann es:

1. den freiheitlich-liberalen Weg Nachkriegsdeutschlands und der kritischen Auseinandersetzung mit dem dunkelsten Kapitel seiner Geschichte erklären;
2. das versöhnende Werk der Europäischen Union durch die Überwindung beider großen totalitären Regime erklären;
3. den etwa drei Millionen Deutschen aus Russland Identifikationswerte mit der Mehrheitsgesellschaft vermitteln;
4. auf die Nachgeborenen sinnstiftend wirken und es kann
5. der Mehrheitsgesellschaft aus einer anderen Perspektive den Facettenreichtum unserer Gesellschaft zeigen.

Drei Millionen Mitbürger mit einer eigenen Kollektivbiografie, die sich stark an den Motiven des heutigen Gedenktages ausrichtet, leben dauerhaft hier. Deshalb sind die Bewahrung und Weitergabe dieses Erinnerns eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Tatsächlich sind die Grundmotive dieses kollektiv Erlebten sowie dessen Folgen und Konsequenzen der breiten Mehrheit kaum bekannt. Sie sind in erschreckendem Maße in der Öffentlichkeit nicht präsent. Dabei verdient dieses Thema eine größere gesellschaftliche Anerkennung. Führt man sich die öffentlichen Debatten um Loyalitätsverhältnisse und Demokratieverständnis dieser Menschen im Zuge der letzten Bundestagswahl vor Augen, wird deutlich, welche politische Brisanz das Thema in sich birgt. Breite Kreise der Betroffenen fühlen sich in

der Öffentlichkeit nicht repräsentiert. Sie empfinden sich abgehängt und nicht verstanden.

Insgesamt bewegen sich heute 20 Millionen Mitmenschen persönlich, familiär und gruppenbezogen in anderen Erinnerungsnarrativen als die Mehrheit. Eine der großen Herausforderungen unserer modernen Gesellschaft ist, über die zunehmende Vielstimmigkeit dieser vielfältigen Erinnerungsnarrative ein gesamtgesellschaftliches Dach zu spannen, um für ein liberales, offenes und demokratisches Miteinander zu sorgen.

Auf dem Weg zu einem solchen zeitgemäßen Kollektivbewusstsein, einem „neuen Wir“, wie es neulich der Historiker Jan Plamper formuliert hat, braucht es zweierlei: Zum einen die Einsicht und Bereitschaft der Diskursführenden auf verschiedenen Ebenen – in Wissenschaft, Politik, Kultur und Gesellschaft – dies als Potenzial für das Hier und Jetzt sowie für das zukünftige Miteinander zu erkennen und zum anderen Erzählerinnen und Erzähler, die diese Narrative kompetent in Hinsicht auf die Mehrheitsgesellschaft vermitteln.

Ein „sichtbarer Gedenkort“?

* Direkt zum Podcast „Steppenkinder“:



In der letzten Folge unseres Podcasts „Steppenkinder“*, die sich mit den Hintergründen der Russlanddeutschen beschäftigt, vermisst unsere Gesprächspartnerin, die Autorin Melitta L. Roth, einen zentralen und für die breite Öffentlichkeit sichtbaren Gedenkort. Ein solcher Erinnerungsort im abstrakten Sinne sollte der 28. August als „Tag der Russlanddeutschen“ sein.

Wofür steht dieses Datum, warum sollte es uns alle angehen und welche Potenziale stecken darin? Der 28. August steht stellvertretend für alle Russlanddeutschen und ihr gesamtes Kriegsfolgenschicksal. Seit dem 22. Juni 1941 befand sich die Sowjetunion im Kriegszustand mit Nazideutschland. Am 28. August erfuhren die Menschen in der damaligen Republik der Wolgadeutschen aus verschiedenen Presseorganen von gegen sie gerichteten pauschalen Anschuldigungen wegen angeblicher Kollaboration mit der Wehrmacht und – als Konsequenz – von ihrer unverzüglichen Aussiedlung. Plötzlich wurden alle pauschal der Illoyalität bezichtigt. Es gab keine Beweise, keine rechtstaatlichen Verfahren, der einzige „Grund“ bestand darin, dass sie kulturell (aber weder politisch noch ideologisch) dem Aggressor nahestanden. Auch wenn es jeglicher Rationalität zuwiderläuft und keinem rechtstaatlichen und humanitären Verständnis standhält – dies war ein zentrales Mittel der Machtausübung dieses totalitären sowjetischen Staates. Doch nicht nur die Wolgadeutschen waren davon betroffen.

Bereits in den Wochen vor dem 28. August 1941 und noch Monate später erfolgten dieselben Anordnungen gegen Teile der deutschsprachigen Minderheit vom Südkaukasus über die Ukraine bis zum Finnischen Meerbusen im Nordwesten der Sowjetunion, ihr Hab und Gut zurückzulassen und sich mit leichtem Gepäck an Bahnhöfen zusammenzufinden. So erinnert der 28. August nicht nur an die Wolgadeutschen, die etwa die Hälfte der 900.000 Deportierten ausmachten. Weitere 100.000 Menschen lebten bereits in den für die Verbannung vorgesehenen Gebieten und weitere 350.000 wurden zu diesem Zeitpunkt bereits von der Wehrmacht überrollt. Obwohl von direkten Deportationen nicht betroffen, gehörten in Folge weiterer Repressionsmaßnahmen auch diese zum Betroffenenkreis.

An die neuen Orte in Sibirien und Zentralasien verschoben, unterstanden alle Deutschen auf dem Gebiet der Sowjetunion anschließend 15 Jahre in Sondersiedlungen der Aufsicht von Sicherheitsbehörden. Noch 1952 waren von

INVENTARNUMMER

2017/446.



Unbekannter Fotograf: Trudarmist 1946.

Das Porträt zeigt den Zwangsarbeiter David Neumann von Heinrich aus Leninpol ca. 1946 in der Trudarmee.

INVENTARNUMMER

2017/424.



Unbekannter Fotograf: Verbannte 1954 in Karjakowo/Gebiet Kostroma, UdSSR.

Drei Zwangsarbeiter in Arbeitskleidung (darunter Johann Koop 1. von links, Rudolf Kristmann rechts) bearbeiten Baumstämme. Die Arbeiten wurden nur im Winter bei Frost durchgeführt (-38 bis -40°). Es wurden Holzstücke gehackt, die als Brennstoff für Lastwagen und Traktoren dienten. Im Hintergrund sind der Wald und ein Haus (Bäckerei) zu sehen.

INVENTARNUMMER

2017/133.



Peter Epp: Selbstporträt. Bleistiftzeichnung. Lager Tschuschga/Gebiet Wologda, Russland Winter 1947.

Peter Epp (1913 in Schönwiese bei Saporoshje geboren) wurde als Russlanddeutscher aus der Ukraine im Dritten Reich eingebürgert und sofort in ein SS-Kommando berufen.

Am Ende des Krieges geriet er unter polnisch-sowjetische Besatzung und wurde als Volksverräter für 20 Jahre in den Norden Russlands verschickt. Er kam erst 1954 nach Stalins Tod frei und 1976 schließlich als Umsiedler nach Deutschland.

dieser Maßnahme 1.225.000 Personen betroffen. Dem menschenverachtenden Pragmatismus dieses Regimes entsprechend wurde bestimmt, dass diese durch die Zwangsumsiedlung freigewordenen Arbeitskräfte nun an der Heimatfront ihren Einsatz leisten sollten. Dafür wurde das Arbeitslagersystem der GULAGs genutzt. Von 1942 bis 1946 verrichteten etwa 350.000 Frauen und Männer hinter Stacheldraht schwerste Arbeit. Zehntausende kamen dabei in Kohlegruben, beim Bau von Industrieanlagen und bei Waldarbeiten ums Leben, andere trugen dauerhafte körperliche und seelische Schäden davon. Diese Umstände erzeugten bei den Betroffenen selten das Gefühl zum Sieg gegen Hitlerdeutschland beigetragen zu haben, sondern eher für etwas bestraft zu werden, wofür sie nicht verantwortlich waren. Diejenigen, denen es in dieser Zeit gelang, der Sowjetunion zu entfliehen und in Deutschland Unterschlupf zu finden, wurden fatalerweise nach der Kapitulation an die Sowjetunion überstellt. Dies hatte zur Folge, dass weitere etwa 140.000 Menschen nach Kriegsende Verbannung und Lagerhaft erleben mussten.

Verlust von Heimat, Leben und Würde

Der 28. August markiert somit nicht nur den Heimatverlust, sondern bildet den Brennpunkt des Schicksals der Russlanddeutschen, mit furchtbaren „Vorläufern“ in Form von Deportationen in den 1930er Jahren und ihrer grausamen Fortsetzung nach 1941. Dem Heimatverlust aufgrund einer perfiden ethnischen Sippenhaft folgten Verluste von Menschenleben, Menschenwürde, dauerhafter Stigmatisierung als Feinde im Inneren und in letzter Konsequenz auch weitestgehend der Verlust kultureller Gemeinschaft und Identität. Dies alles erkannte die Bundesrepublik Deutschland als Kriegsfolgenschicksal dieser Menschen an. Das ist der Grund ihrer Aufnahme als (Spät-)Aussiedler.

Durch das konkrete Ereignis, den Deportationserlass vom 28. August, ist man geneigt, des Schicksals der Wolgadeutschen zu gedenken, was im Kern richtig ist. Doch die Erfahrungen der übrigen Gemeinschaften und ihrer Nachfahren mit ihrem Kriegsfolgenschicksal müssen in Zukunft mehr Berücksichtigung finden, um der Vielfalt und Heterogenität der Russlanddeutschen gerecht werden.

Heterogenität der Russlanddeutschen

Da die Wolgadeutschen mit knapp der Hälfte der 900.000 Deportierten betroffen waren, erschien es naheliegend, den 28. August ins Zentrum des Erinnerns zu stellen. Ein weiteres und erinnerungspolitisch gewichtigeres Argument für dieses Datum lieferte der Umstand, dass die Wolgadeutschen mehr als andere mit ihrer Heimat eine zwar nominelle, aber dennoch identitätsstiftende Quasi-Staatlichkeit einbüßten. Ihre Wiederherstellung bildete spätestens seit Mitte der 1980er Jahre ein zentrales gesellschaftspolitisches Motiv der Emanzipationsbewegung der Deutschen in der Sowjetunion. Sie spielte beim Gedenken eine zentrale Rolle.

Jedoch identifizierten sich bei weitem nicht alle mit dem Ziel der Wiederherstellung der territorialen Autonomie. Viele sahen für sich die Lösung zum Teil in einer exterritorialen Kulturautonomie, die meisten aber in der Aussiedlung in die Bundesrepublik Deutschland.

Inzwischen lebt der größte Teil dieses Erinnerungskollektivs dauerhaft in Deutschland und verbindet seine Zukunft mit diesem Land. Deshalb benötigt der Gedenktag sowohl von den Betroffenen als auch von der Mehrheitsgesellschaft einer Fortschreibung. Den heutigen, nachgeborenen

INVENTARNUMMER 2018/757.

Unbekannter Fotograf:
Menschen in der Trudarmee. Orsk 1947.

Eine ältere Frau, vier junge Männer und ein Mädchen (Gruppe von Arbeitern, Bekannten oder Familienangehörige?) in Sonntagskleidung.

In der Nachkriegszeit gab es Postverbindungen, viele Zwangsarbeiter ließen sich fotografieren und schickten ihren Verwandten ein Foto.



INVENTARNUMMER 2017/524.

Unbekannter Fotograf:
Mädchen im Verbannungsort in Perwomajsk/Gebiet Aktjubinsk, Kasachische SSR, 1962.

Die Schwestern Katharina und Maria Becker stehen vor ihrem ärmlichen Haus in Perwomajsk. Das Mädchen links trägt nicht passendes Schuhwerk – „Planstiefel“ für Erwachsene. Das Haus hat ein Flachdach mit einem kaputten Eimer als Schornstein.

Ihre Eltern Rudolf (1918–2009) und Sara (1921–2015) Becker wurden nach Perwomajsk deportiert, er musste Zwangsarbeit leisten. Nach dem Krieg heirateten sie.

1971 kam die Familie mit den Töchtern durch Umsiedlung nach Moldau, anschließend 1974 nach Deutschland.



Generationen geht es nach wie vor um das Gedenken, daneben aber um das Verstehen, Formulieren und Vermitteln ihrer Situation in die Mehrheitsgesellschaft. Auch die Mehrheitsgesellschaft sollte sich diesem Erinnerungsnarrativ stärker öffnen.

Die Geschichte der Russlanddeutschen in weiteren Kontexten

Eine gesamtgesellschaftliche Relevanz dieses Themas könnte durch eine kontextuelle Öffnung im Umgang damit erzeugt werden. Damit meine ich, die Geschichte der Russlanddeutschen in einen größeren Rahmen zu setzen und Bezüge herzustellen:

- › Die Deportationen und ihre Folgemaßnahmen waren keine singulär an den Deutschen verübten Repressionen. Sie betrafen Dutzende von autochthonen und allochthonen ethnischen Minderheiten sowie Teile einiger Titularnationen einzelner Sowjetrepubliken. Dieser Kontext ermöglicht es, das Gedenken und Verarbeiten an allgemeine Diskurse zu den Themen Minderheitenschutz sowie universelle Menschenrechtsfragen anzuknüpfen.
- › Russlanddeutsche sowie viele andere Minderheiten und Nationen im östlichen Europa erlebten die Auswirkungen der beiden großen totalitären Regime des 20. Jahrhunderts. Die Aufarbeitung in diesem Kontext gibt dem Gedenken der Russlanddeutschen einen gesamteuropäischen Charakter.
- › Die Parallelen zu Erfahrungen mit kommunistischen Diktaturen der DDR-Bürgerinnen und -bürger, anderer Gruppen von Aussiedlern oder der aus der Sowjetunion stammenden jüdischen Kontingentflüchtlinge zeigen, dass hier ein gesamtdeutsches Potenzial für eine Aufarbeitung verborgen liegt.
- › Auch in Hinsicht auf die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Diktatur müssten die Auswirkungen der „Volkstumspolitik“ auf die deutschen Minderheiten und deren Spätfolgen präsenter sein. Nicht zuletzt waren es diese Vereinnahmungsbemühungen und die sogenannte Volkssolidarität, die Anlässe für Aggressionen gegen Nachbarstaaten lieferten. Stalin gab die Prozesse um das Münchner Abkommen oder der Überfall auf Polen den Vorwand, die eigenen Deutschen als potenziell illoyal zu betrachten und sie präventiv zu bestrafen. Diesem Aspekt der nationalsozialistischen Gewalt Herrschaft sollte mehr Beachtung geschenkt werden. Dadurch wird die humanitäre Wiedergutmachung durch Aufnahme und Integration von mehr als 4,5 Millionen Aussiedlern für die Mehrheitsgesellschaft plausibler. Das sollte in den Aufarbeitungsdiskursen einen Platz finden.

Gedenken – aufarbeiten – integrieren. Wie weit sind wir damit heute? Vor zehn Jahren formulierte der damalige Aussiedlerbeauftragte Dr. Christoph Bergner anlässlich des 70. Jahrestages: Das Hauptanliegen der politischen Bemühungen für die Russlanddeutschen ist ihre kulturelle Rehabilitierung. Seitdem wurde einiges unternommen, um eine Infrastruktur für eine professionelle und breitenorientierte Aufarbeitung und Vermittlung der russlanddeutschen Themen zu ermöglichen. Was sind aber nun die heutigen Themen?

In unserem literarisch-essayistischen Videoprojekt „Schweigeminuten. Beiträge zur vielstimmigen Erinnerungskultur“* haben wir mit Autorinnen und Autoren versucht auszuloten, in welche Richtung sich die Erinnerungskultur der Russlanddeutschen weiterentwickeln könnte. Wenn es hier unter den Kindern und Enkeln Suchende gibt, dann spiegeln sie ihre individuellen und familiären Erfahrungen in den generellen Fragen unserer Zeit. Sie widmen sich der

* Zum Videoprojekt „Schweigeminuten“



Überwindung transgenerationaler Traumata, versuchen die Motivation ihrer Eltern nachzuvollziehen, in einer neuen Umgebung ein neues Leben aufzubauen, mentale Gräben zwischen Generationen zu überwinden, kulturelle und transnationale Zugehörigkeiten zu klären. Es geht ihnen um Identitätskrisen zwischen Herkunft und Gegenwart, sie suchen nach einem Geschichtsbewusstsein, bei dem das familiär Erlebte mit den historischen Diskursen im heutigen Deutschland in Einklang gebracht wird. Hier bewegen wir uns in den Bereichen der großen Erzählungen der Gegenwart: Aufarbeitung in der Kriegsenkelgeneration, Identitäts- und Repräsentationsdebatten, postmigrantische Diskurse.

Bei allen Überlegungen zur Relevanz und Zukunftsfähigkeit dieses Erinnerungsnarrativs: Der 28. August erinnert an einen hunderttausendfachen Heimatverlust, hunderttausendfache Entwürdigung durch Entmenschlichung, menschliche Tragödien, Sprach- und Identitätsverlust. Tausende verloren ihr Leben in den Lagern und auf dem Weg in die Verbannungsgebiete, ob aus der Wolgaregion, dem Kaukasus oder der Krim. Familien wurden zerrissen, Kinder wurden zu Waisen.

Den Großeltern gewidmet

Edwin Warkentin
BKM-Kulturreferent für
Russlanddeutsche, Detmold

Am 28. August gedenken wir der menschlichen Opfer beider totalitärer Regime und fragen nach den Folgen und Konsequenzen für heute. So möchte ich persönlich diese Rede meinen Großeltern widmen, dem Großvater, den das Arbeitslager für sein Leben körperlich und psychisch gebrochen hat. Der Großmutter, die ihre drei Kinder und die Kinder ihrer Schwester durchgebracht hat, meinen Eltern und ihren Kollegen, die als Theatermacher in der Zeit der Perestroika das Schweigen brachen und vielen anderen, die die Verantwortung nicht scheuten, für die Erinnerungskultur tätig zu sein.

INVENTARNUMMER 2017/100.

Feldbackofen in der Verbannung, 1950.

Netta Görzen, geb. Harder, steht mit vorbereiteten Brotlaiben zum Backen an einem offenen Backofen am Rande einer Steppe im Norden Russlands.

Ihr Mann war etwa 1933 verhungert, auch eins ihrer Kinder starb vor Hunger.

1943 zog sie mit einer Tochter nach Westen, wurde zurück in den Norden Russlands verbannt. Dort bekam sie noch ein Kind, sie zog beide Töchter alleine groß.

(Archiv Inga Giesebrecht, Lage)





◀ Heinrich Brogssitter: Letzte Äpfel aus dem eigenen Garten, Öl auf Leinwand, Trier 1997. Inventarnummer 2002/272. im Fundus des Museums für russlanddeutsche Kulturgeschichte in Detmold. Eine schwarz gekleidete Frau sitzt am Ufer der Wolga, sie hält ein rotes Wollknäuel in der Hand, neben ihr ein Bündel mit Kleidungsstücken, ein Koffer, auf dem Bücher aufgestapelt sind, ein Kochtopf und ein Korb mit Äpfeln. Die sowjetischen Gegenstände links symbolisieren Gewalt, Ideologie und Diktatur. Die Pfeife steht für Stalin persönlich. Ihr Rauch hüllt das Dorf im Hintergrund ein, darüber schwebt eine dunkle Wolke, die Zukunft ist ungewiss. Aus der Reihe „Hinter dem eisernen Vorhang“.

1 Russische Abkürzung für das Volkskommissariat des Innern, die sowjetische politische Geheimpolizei 1934–1946.

Bildes sind Gegenstände mit sowjetischer Symbolik dargestellt, die an den NKWD¹ erinnert, und vor allem die Pfeife als Symbol für Stalin, die das Dorf im Hintergrund in einen bedrohlichen Rauch hüllt. Es mag auf den ersten Blick wie eine Idylle wirken, aber es ist keine. Eigentlich ist es ein tragischer Abschied.

Tamina Kutscher | Wir wollen den roten Faden, den die Frau in der Hand hält, aufgreifen und heute Abend – wie schon gesagt – unsere Geschichten erzählen, Geschichten über „**Sowjetisches Gepäck und heutige Identität – Russlanddeutsche 2021**“. Und Sie können sicher sein – wenn wir über Russlanddeutsche 2021 reden, reden wir auch über Deutschland 2021 und darüber, inwiefern ganz unterschiedliche Geschichten der Menschen, die heute hier leben und dieses Land ausmachen (und das sind eben auch die Russlanddeutschen) zur Sprache kommen und Gehör finden.

Ich freue mich sehr über meine Gäste! **Albina Nazarenus-Vetter** ist stellvertretende Vorsitzende der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland, sie ist sehr aktiv, hat viele Vereine gegründet, ist Mitglied der CDU und seit 2016 Stadträtin in Frankfurt am Main. Herzlich willkommen Albina Nazarenus-Vetter! Ich begrüße auch **Ira Peter**. Sie ist derzeit Stadtschreiberin des Deutschen Kulturforums östliches Europa, Potsdam, in Odessa. Dort bewegt sie sich weiter in dem deutsch-ukrainischen Kulturraum, in dem auch ihre Vorfahren lebten, die Wolhyniendeutsche waren. Ira selbst kam 1992 aus Kasachstan nach Deutschland, inzwischen ist sie als Grenzgängerin, Medienfrau und Journalistin bekannt. Sie betreibt auch zusammen mit Edwin Warkentin den Podcast „Steppenkinder“. Herzlich willkommen Ira! **Marit Cremer** ist promovierte Soziologin und Projektleiterin bei Memorial Deutschland e. V., außerdem auch Lehrbeauftragte an der Fachhochschule Potsdam. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören u. a. auch russlanddeutsche Identitäten und Erinnerungskulturen. Marit Cremer hat eine qualitative

Sowjetisches Gepäck und heutige Identität – Russlanddeutsche 2021

Podiumsgespräch mit *Dr. Marit Cremer, Albina Nazarenus-Vetter, Irina Peter* und *Prof. Dr. Hans-Christian Petersen*. Moderation: *Tamina Kutscher*

Tamina Kutscher | Ein herzliches Willkommen! Wir wollen heute über „Erinnern“ sprechen, uns gemeinsam erinnern und uns gegenseitig unsere Geschichten erzählen – wie es auch schon Monika Grütters

angesprochen hat. Zuvor würde ich aber gerne auf das Bild eingehen, das die heutige Veranstaltung begleitet. Hans-Christian Petersen kann es uns erklären.

Hans-Christian Petersen | Das Bild stammt aus dem umfangreichen Fundus des Museums für russlanddeutsche Kulturgeschichte in Detmold, das es uns dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt hat. Es führt genau zum Thema des heutigen Abends: Zum einen entstand es nach der Emigration, es wurde 1997 von Heinrich Brogssitter in Deutschland – in Trier – angefertigt, zum anderen zeigt es aber den Moment vor der Zwangsumsiedlung, den Abschied von der Wolga 1941. Auf der rechten Seite sehen Sie eine ältere Dame sitzen, umgeben von den wenigen Dingen, die sie letztendlich mitnehmen konnte: Bücher, ein Bündel mit Kleidern, einen Topf und im Hintergrund die Wolga. Auf der linken Seite des

Studie über die „Kinder der zweiten Generation“ durchgeführt, also die Kinder der Deportierten, die heute in Deutschland leben. Herzlich willkommen, Marit Cremer! Und **Hans-Christian Petersen** – herzlich willkommen, Hans! (Ich duze hier einige Gäste, weil wir uns lange kennen, bitte wundern Sie sich nicht). Er ist Gastprofessor für Migration und Integration der Russlanddeutschen am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) an der Universität Osnabrück und außerdem wissenschaftlicher Mitarbeiter am Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) in Oldenburg, das uns heute auch eingeladen hat – Hans hat diese Veranstaltung wesentlich mitkonzipiert und -organisiert. Albina, ich will mit Ihnen anfangen. Edwin Warkentin hatte schon gesagt, dass dieser 28. August vor allem die Wolgadeutschen betraf, später auch andere Gruppen der Deutschen. Es ist aber auch ein Tag, an dem sich Gruppen an ihr „sowjetisches Gepäck“ erinnern, die nicht unmittelbar von diesem Erlass betroffen waren. Dazu gehört auch Ihre Familie. Sie sind aufgewachsen in Podsosnowo, in einem russlanddeutschen Dorf – einer Tochterkolonie, ausgegründet in einem deutschen Rayon im Süden Westsibiriens. Dort konnten Sie auch Deutsch sprechen, Sie hatten Deutsch-Unterricht in der Schule, Ihre Familie war schon in Sibirien. Haben Sie, als Sie mit 20 Jahren nach Deutschland kamen, dennoch ein „sowjetisches Gepäck“ mitgebracht, gespürt? Und wenn ja, wie schwer war es?

Albina Nazarenus-Vetter | Auf jeden Fall habe ich mich sehr darauf gefreut, in die Heimat meiner Vorfahren zurückzukehren. Es war ein sehr langer Weg bis dahin: Meine Familie hat über vier Jahre gewartet, bis der Aufnahmebescheid kam. Es gab ein richtiges Procedere, man musste einen Antrag ausfüllen, der etwa 40 Seiten lang war, musste beweisen, dass man deutscher Herkunft ist, die deutsche Sprache beherrscht, Sitten und Gebräuche gepflegt hat. Und das stimmte ja auch tatsächlich – wie Sie schon richtig gesagt haben, bin ich mit der deutschen Sprache, mit der deutschen Kultur aufgewachsen und habe mich von Geburt an als Deutsche gefühlt. Aber in Deutschland angekommen stellte ich fest, dass man nicht nur mich persönlich, sondern uns als Russlanddeutsche gar nicht als Deutsche anerkennt – formal zwar schon, wir bekamen gleich die deutsche Staatsbürgerschaft. Aber ich habe eine gewisse Ablehnung, Unverständnis und auch eine große Unkenntnis unserer Geschichte, Kultur und Identität bemerkt. Das hat mich alles sehr gekränkt. Nicht nur mich persönlich, auch viele Landsleute, vor allem junge Leute, die diese Ablehnung auch tagtäglich erlebt haben. Viele hatten es mit einer Art Identitätskrise zu tun, bei mir war das nicht so stark ausgeprägt, aber ich hatte damit zu kämpfen. Es hat ein bisschen gedauert, bis ich hier in dieser Gesellschaft meinen Platz gefunden habe.

Tamina Kutscher | Sie waren Mitbegründerin der Jugendorganisation der Landsmannschaft und haben noch eine andere Selbsthilfeorganisation der Russ-

landdeutschen gegründet. Warum war das für Sie wichtig, aktiv zu werden und inwiefern war es für Sie und Ihre Identität als Russlanddeutsche wichtig, sich dabei selbst näher zu bestimmen und sich auch mit der Geschichte auseinanderzusetzen?

Albina Nazarenus-Vetter | Weil ich festgestellt habe, dass viele junge Leute genau wie ich erst einmal heimatlos waren. Wie gesagt – wir haben diese Ablehnung mitbekommen, dieses Unverständnis, das darauf basierte, dass sehr wenige Menschen in der Aufnahmegesellschaft über unsere Geschichte Bescheid wussten. Auch heute haben wir viel darüber gesprochen, dass man es leider versäumt hat, von Anfang an unsere Geschichte zu erzählen. Aus diesem Grund waren diesem Personenkreis – vor allem auch den jungen Menschen gegenüber – ganz viele Vorurteile vorhanden. Wir haben uns in einer Gruppe von Studenten (jung, dynamisch, ungebunden...) damals überlegt, was wir selbst beitragen können, um das Einleben der jungen Leute zu erleichtern? Wir konnten mit der „Deutschen Jugend aus Russland“ diesem Anliegen eine Stimme verleihen, wir haben uns Gehör verschafft, auch bei politischen Entscheidungsträgern. Wir haben dafür gesorgt, dass sich ein „Wir-Gefühl“ bildete, die jungen Leute mitbekamen, dass sie nicht alleine sind, dass es auch andere gibt, die dasselbe Schicksal haben. Und wir haben selbst gerade am Anfang viel dazu beigetragen, dieses Defizit an Wissen über die eigene Geschichte aufzuholen. Es gab Seminare, Multiplikatorenschulungen, Bildungsveranstaltungen zu Themen der Geschichte und Kultur, weil viele Russlanddeutsche selbst nicht über ihre eigene Geschichte Bescheid wussten, weil sie von der Erlebnisgeneration oft verschwiegen worden war.

Tamina Kutscher | Ira, wie war das bei dir? Du warst noch ein Kind, neun Jahre alt, als du 1992 nach Deutschland kamst. Hast du ein „sowjetisches Gepäck“ gespürt? Spürst du das heute?

Ira Peter | Mein „sowjetisches Gepäck“ ist eine Kiste voller bunter und sehr schöner Kindheitserinnerungen. Ich empfinde es nicht als Last, sondern als einen Geschenkkorb, weil ich durch meine Herkunft Zugang zu verschiedenen Kulturen und Sprachen habe. Es liegt an meinem Alter – als Kind empfindet man ja Vieles leichter. Für meine Eltern war das ein großer Umbruch in ihrer Biographie, sie haben dieses „Gepäck“ auf jeden Fall. Aber für mich als Kind war es einfach,

hier anzukommen. Deutsch konnte ich schon von zuhause, ich konnte mich unglaublich schnell integrieren und fühle mich heute auf jeden Fall als Teil dieser Gesellschaft. Ich habe aber meine bunte Schatzkiste und in diese greife ich rein, wenn ich sie gerade brauche – so wie im Moment in der Ukraine, weil diese sowjetische Herkunft mich tatsächlich mit all diesen Menschen verbindet, die auch in der Sowjetunion geboren wurden und aufgewachsen sind. Das heißt, ich fühle mich automatisch mit Menschen verbunden, die auch in der Ukraine in den 1980ern geboren wurden. Wir haben eine gemeinsame Erinnerung an bestimmte Trickfilme, an bestimmte Speisen – das ist ein Vorteil, finde ich, weil ich dadurch einen Zugang zu ganz verschiedenen Menschen aus ganz unterschiedlichen Ländern habe.

Tamina Kutscher | Und wenn du jetzt an dunkle Kapitel denkst...? Du beschreibst das „sowjetische Gepäck“ als eine „bunte Kiste“, als das, was schön ist. Du hast mal gesagt, „es ist wie im Dorf – man kann irgendetwas erzählen und die anderen wissen genau Bescheid“. Aber es gibt bei dir auch eine russlanddeutsche Familiengeschichte. Inwiefern spielt sie eine Rolle? Betrifft sie dich überhaupt? Du bist in Kasachstan geboren, kamst als Kind nach Deutschland.

Ira Peter | Ich beschäftige mich nicht nur privat mit meiner russlanddeutschen Geschichte, sondern seit vielen Jahren auch beruflich – eben im „[Steppenkinder-Podcast](#)“. Ich schreibe über diese Themen, führe seit vielen Jahren Zeitzeugen-Interviews. Es ist ein Thema, das für mich bedeutsam ist, aber nicht belastend. Natürlich ist es schwierig, über die Deportationsgeschichte meiner Familie zu sprechen, aber es belastet mich nicht, weil ich in der Lage bin, darüber zu sprechen, auch mit meiner Familie. Das nimmt Vieles von dieser Last. Manchmal braucht man auch Pausen dazwischen, gerade wenn ich Zeitzeugen-Interviews führe, die von der Deportationszeit und der Trudarmee erzählen, das geht sehr zu Herzen. Dann nehme ich mir ein bisschen Zeit, schreibe das nieder und bin danach wieder frei. Es ist nicht meine Geschichte, sondern eine Geschichte, mit der ich arbeiten möchte, damit auch andere Menschen in der Bundesrepublik von der russlanddeutschen Geschichte erfahren.

Direkt zum Podcast
„Steppenkinder“:



Tamina Kutscher | Vielen Dank, Ira. Beide habt ihr das Schweigen in den Familien angesprochen, die lange Zeit, in der es nicht oder nur schwer möglich war, über diese Geschichte zu sprechen, sie zu erzählen, wo man fürchten musste, als Deutscher stigmatisiert zu sein. Marit, du hast dich in deiner qualitativen Studie ja sehr intensiv mit Kindern von Deportierten beschäftigt, also mit der sogenannten zweiten Generation. Was hast du erfahren? Wie gehen sie mit dieser Geschichte um, die ihre Eltern betroffen hat?

Marit Cremer | Sehr unterschiedlich. So heterogen wie die russlanddeutsche Gemeinde ist, so heterogen sind auch die Strategien, mit denen die Menschen ihrer Geschichte und der Geschichte ihrer Eltern begegnen. Was mich zunächst überrascht hat war, dass manche wirklich kaum etwas von der Geschichte ihrer Eltern wussten, selbst von deren Herkunft nicht. Das war auch schockierend. Bei manchen lag es daran, dass die Eltern selber noch sehr jung waren, als sie ihre Eltern bei der Deportation verloren haben, so dass sie gar nicht wussten, woher sie kamen – aus der Wolgarepublik oder aus anderen deutschen Siedlungsgebieten. Da war eine Familie, die sehr fest im Glauben verwurzelt war, sich stark distanziert hat von der atheistischen, kommunistischen Sowjetunion, und ihre Heimat sozusagen im Glauben fand. Der Glaube hat für sie die Leerstelle aufgefüllt – man wusste nicht, woher man kam, aber man war im Glauben bei Gott fest verankert, die Deportation wurde im Interview nicht erwähnt, kam in der Lebensgeschichte gar nicht vor. Andere haben erst nach Akten gesucht, Ordner durchgeblättert, um zu schauen, woher die Eltern eigentlich kommen, wo war das noch mal genau? Wie hieß der Ort? Sie haben sich auf Russisch erinnert und irgendwann fiel ihnen auch der deutsche Name ein. Und es kam auch vor, dass jemand mit der positiven Geschichte angefangen hat, also mit den Verwandten aus der westlichen Ukraine, die schon vorher – während der Nazi Herrschaft, während der Besatzung – weggegangen sind, erst ins besetzte Polen und dann weiter über Deutschland nach Übersee. Für sie war es ganz wichtig, nicht die Opfergeschichte ins Zentrum zu stellen, sondern dass da auch welche waren, die Glück hatten, ein gutes Leben führen und sich etwas aufbauen konnten, irgendwo in einem freien, demokratischen Land, in einer zivilen Welt. Es gab aber auch die, die richtig Pech hatten – sie haben diese Demütigung, das Elend, das Hungern und Sterben erleben müssen. Das wurde ungern erzählt, weil es ein sehr trauriges Kapitel ist, worüber man glaube ich auch nicht so gerne spricht, weil es mit so viel Würdelosigkeit und Demütigung verbunden ist. In diesen Kontext möchte man sich nicht stellen.

Tamina Kutscher | Du selber bist keine Russlanddeutsche, warum fandest du es wichtig, diese unterschiedlichen Geschichten zu hören? Was hat dich an dieser zweiten Generation interessiert?

Marit Cremer | Der Ausgangspunkt war, dass wir uns bei Memorial schon lange mit der stalinistischen Zeit



beschäftigen. Und Memorial International – gerade auch die russische Organisation Memorial – hat sich sehr intensiv seit Beginn der Perestrojka² mit der Stalinismus-Zeit auseinandergesetzt. Über diese Zeit, die Alexander Solschenizyn in „Archipel Gulag“³ beschreibt, wurde sehr ausführlich geforscht, es wurde viel Material gesammelt, Geschichten über diese Generation. Für mich war irgendwann die Frage: Wie ist die nachfolgende Generation mit diesem Erbe umgegangen? Wie war das für Kinder von ehemaligen Gulag-Häftlingen³, mit traumatisierten Eltern aufzuwachsen? Oder ohne Eltern aufzuwachsen, mit diesen Leerstellen, die oft gespürt wurden, worüber aber nicht gesprochen werden durfte? Da das in der Sowjetunion ein Massenphänomen war – Millionen hat das betroffen –, habe ich zunächst eine Studie über die Kinder von ehemaligen Gulag-Häftlingen in Deutschland und in Russland gemacht (in Deutschland wurden auch Deutsche aus der sowjetischen Besatzungszone nach Workuta⁴ und in andere Lager deportiert oder sind erschossen worden, d. h. auch Familien in der sowjetischen Besatzungszone und dann in der DDR waren davon betroffen). Und dann gab es die nächste große Gruppe – die Russlanddeutschen, die Deportationen erlebt haben, und bei denen das Thema in vielen Familien eine Rolle gespielt hat. Die zweite Generation hat uns interessiert, weil es ein Massenphänomen ist. Und die Frage ist auch, ob man aus der Analyse einen gewissen Zustand der Gesellschaft ablesen kann? Das ist eigentlich die Frage.

Tamina Kutscher | Kann man das?

Marit Cremer | Das wird noch weiter erforscht. Aber ich denke, dass es auf jeden Fall eine Auswirkung hatte auf die Sowjetgesellschaft nach Stalin und später.

Tamina Kutscher | Hans, es fiel schon das Stichwort „Opferdiskurs“. Das ist ja fast ein Vorwurf, den man manchmal hört, gar nicht so sehr gegenüber der persönlichen Erinnerung, gegenüber Einzelnen, sondern gegenüber der Geschichtsschreibung. Ist das ein Vorwurf, den du nachvollziehen kannst?

Hans-Christian Petersen | Ich würde es nicht als Vorwurf verwenden, auf keinen Fall. Ich fange einmal anders an, um es etwas zu „rahmen“: Es gibt in der Gruppe der Russlanddeutschen – Albina Nazarenus-Vetter hat das schon erwähnt – verständlicherweise eine sehr hohe Empfindlichkeit für Kollektivzuschreibungen und Stereotypen, die immer wieder kommen. Wir hatten sie zuletzt nach dem „Fall Lisa“, der sich als Fake-News herausstellte, aber für ein mediales Echo in der Bundesrepublik gesorgt hat, dann gab es die Debatte über die angebliche Affinität der russlanddeutschen zur AfD – nicht die gesamte, aber ein Teil der Presseberichterstattung war wieder relativ stereotyp. Das reißt alte Wunden auf und wird der Gruppe nicht gerecht. Ich kann diese Empfindlichkeit daher vollkommen verstehen, sie ist nachvollziehbar. Ich kann auch verstehen, wenn ein Begriff wie „Opferdiskurs“ oder „Opfernarrativ“ als Vorwurf aufgefasst wird. Wenn ich ihn aber aus wissenschaftlicher Perspektive benutze, ist er wertfrei. Es ist eine Feststellung, und die Feststellung

² Perestrojka bedeutet ‚Umbau‘, ‚Umstrukturierung‘ und bezeichnet den ab 1986 eingeleiteten Prozess zum Umbau und zur Modernisierung des Systems der Sowjetunion.

³ Die Abkürzung „Gulag“ bezeichnet das Netz der sowjetischen Straf- und Arbeitslager (Zwangsarbeitskolonien, Sonderlager, Spezialgefängnisse).

⁴ Sowjetisches Arbeitslager nördlich des Polarkreises im europäischen Teil von Russland.

besagt einfach – und da sind die Russlanddeutschen keine Ausnahme, das gibt es bei vielen Gruppen –, dass das Erinnern von einem Narrativ dominiert wird. Im Falle der Russlanddeutschen ist es ein Narrativ von Leistungsträgern und Kolonisten, die in sowjetischer Zeit zu Opfern wurden. Der zentrale Bezugspunkt dafür ist der 28. August. Deswegen sind wir heute hier. Und das ist – was die Gesamtgewichtung angeht – völlig verständlich, weil diese Zwangsumsiedlungen (die Zahlen wurden heute schon mehrfach genannt) die tiefste Zäsur in der russlanddeutschen Geschichte sind. Gleichzeitig – und das ist mein Punkt – deckt das nicht die gesamte russlanddeutsche Geschichte ab. Es gibt eine ganze Reihe weiterer Migrationswege, die schon im 19. Jahrhundert nach Sibirien führten und von dort nach Einführung der Wehrpflicht unter Zar Alexander II. weiter nach Amerika. Es gab allein in den USA um 1940 eine Million Menschen, die sich als „Germans from Russia“ bezeichneten. Sie waren von den stalinistischen Zwangsumsiedlungen nicht betroffen. Und es gibt die Geschichte in der Ukraine, das wurde heute schon angesprochen. Da stellt sich die Frage: Inwieweit gab es eine Beteiligung von Ukrainedeutschen an der deutschen Besatzungs- und Vernichtungspolitik? Die gab es.... Wie viele waren es? Darauf gibt es keine abschließende Antwort, da haben wir große Forschungslücken. Was ich damit sagen will ist, dass die russlanddeutsche Geschichte vielfältig ist. Ich finde es aus analytischer Sicht schwierig, wenn das alles unter ein Narrativ „gepackt“ wird. Ich finde es auch für die Gruppe und für die Menschen schwierig, weil es daneben andere Geschichten gibt, die ebenso ihren Platz finden müssen. Das ist sozusagen der Punkt, aber es ist kein Vorwurf – nicht von meiner Seite. Das wäre nicht angemessen. Und es bedeutet auch nicht, es in irgendeiner Form zu relativieren, dass wir heute hier sind. Es bedeutet nur, dafür zu plädieren, das Bild zu erweitern.

Tamina Kutscher | ... also der Trauer durchaus Raum zu geben, aber die Geschichte oder die Geschichten zu öffnen für viele andere Geschichten, die erzählt werden müssen. Dieses Öffnen – das klingt heute schon mehrfach an – betrifft es nicht auch die Mehrheitsgesellschaft, die sich öffnen müsste für die Geschichte der Russlanddeutschen? Wir wissen ja wahnsinnig wenig darüber.

Hans-Christian Petersen | Ja, zweifellos. Wie Edwin Warkentin bereits erwähnte, gibt es als positives Ergebnis der Stereotypendebatten nach dem „Fall Lisa“ und der AfD-Debatte heute eine Vielzahl von Informationsmöglichkeiten: *online*, bei der Bundeszentrale für politische Bildung, den [„dekoder.org“-Podcast](https://www.dekoder.org) etc. – leicht erreichbar, fundiert, gut. Und es ist wirklich eine Aufgabe der bundesdeutschen Mehrheitsgesellschaft, mehr von russlanddeutscher Geschichte und Geschichten zur Kenntnis zu nehmen. Ich würde die Antwort in zwei Begriffe fassen: Anerkennung und Öffnung. Anerkennung ist sozusagen die Aufgabe der Mehrheitsgesellschaft – und dazu gehört ebenfalls, wenn wir über den 28. August reden, zur Kenntnis zu nehmen, dass auch Deutsche im Zuge des Zweiten Weltkrieges Opfer geworden sind. Dafür steht die russlanddeutsche Gesellschaft. Aber: Das steht zugleich quer zum deutschen Erinnern an den Zweiten Weltkrieg, verständlicherweise. Aber es gehört auch ins Bild. Da hat die Mehrheitsgesellschaft meiner Meinung nach eine Bringschuld. Das ist der eine Teil. Der andere Teil ist, dass es an den russlanddeutschen Interessensorganisationen und an den ihnen nahe stehenden Historikern ist, das Bild zu öffnen. Zugespielt gesagt: Wenn weiter eine reine Opfergeschichte aus der Gruppe für die Gruppe geschrieben wird, dann bietet das keine Anknüpfungspunkte für die Mehrheitsgesellschaft. Es bedarf einer konzeptionellen Öffnung und vorher der Anerkennung. Es kann keine Öffnung geben, wenn man das Gefühl hat, man wird gar nicht wahrgenommen – das ist psychologisch völlig klar, da fehlt der erste Schritt von der Mehrheitsgesellschaft. Aber es bedingt sich auch gegenseitig. Zu den Anknüpfungspunkten fiele mir manches ein, auch Edwin Warkentin hat schon einiges erwähnt. Etwa die Verortung im Stalinismus – es wurden in der Imperialgeschichte nicht nur Deutsche repressiert – oder die (postsowjetische) Migrationsgeschichte. Ich kann mit den politischen Setzungen, wie wir sie vorhin gehört haben, nichts anfangen. Die russlanddeutsche Geschichte ist auch eine postsowjetische Migrationsgeschichte. Wir können dann darüber reden – wie Marit Cremer und Ira Peter das gerade schon getan haben – wie sich das jeweils gewichtet...? Und was das „sowjetische Gepäck“ ist...? Darauf gibt es nicht die eine Antwort, das ist individuell. Aber diese Einordnungen gleich vom Tisch zu wischen, führt – glaube ich – nicht weiter.

Zum Podcast auf „dekoder.org“:



Tamina Kutscher | Ira, wie wichtig ist dir diese Einordnung? Du machst einen Podcast, der [„Steppenkinder“](https://www.dekoder.org) und nicht „Russlanddeutsche“ heißt. Ihr sucht mit eurem Konzept sozusagen auch den Anschluss an andere postsowjetische Geschichten. Gleichzeitig steht dahinter auch der Anspruch, diese Geschichte und Geschichten nicht nur der *Community* zu erzählen, sondern eben der Mehrheitsgesellschaft. Siehst du Fortschritte in den letzten Jahren? Hat sich da schon ein Raum geöffnet?

Zum Podcast „Steppenkinder“:



Ira Peter | ich sehe auf jeden Fall Fortschritte. Vor 15 Jahren, als ich angefangen habe, mich mit der russlanddeutschen Geschichte zu beschäftigen, Begriffe recherchiert habe, da gab es kaum Treffer. Es gab einfach wenig Informationsmaterial. Allein was die Bundeszentrale für politische Bildung heute online anbietet – darüber hätte ich mich damals wahnsinnig gefreut, das gab es alles noch nicht. Und es gibt viele Initiativen und Projekte, eine neue Generation der Russlanddeutschen (zu der Edwin Warkentin und ich uns auch zählen), die mitgebrachte Generation, Russlanddeutsche, die im Kindes- und Jugendalter

hierhergekommen sind. In meiner Wahrnehmung beschäftigen sie sich zunehmend mit ihrer eigenen Geschichte und tragen das nach außen. Dazu gehören Podcasts, viele Journalistinnen und Journalisten berichten über ihre russlanddeutsche Herkunft. Das finde ich sehr schön. Und da du unseren Podcast [„Steppenkinder“](https://www.dekoder.org) angesprochen hattest: Uns ist es tatsächlich wichtig, nicht nur die Mehrheitsgesellschaft zu erreichen, sondern auch die *Community* selbst, weil die Russlanddeutschen oftmals über ihre eigene Geschichte nicht viel wissen (wir haben es schon mehrfach angesprochen). Es ist wichtig, dass wir selbst unsere Geschichte kennen, denn nur dann können wir uns erklären, uns in dieser Gesellschaft verorten und unseren Platz finden.

Tamina Kutscher | Erinnerung als ein Mittel der Selbstverortung.... Albina, das waren strenge Worte von Hans-Christian Petersen, auch gegenüber der Landsmannschaft. Stimmt du ihm zu? Oder würdest du sagen, dass sich auch die Landsmannschaft heute anders erinnert als noch vor ein paar Jahren?

Albina Nazarenus-Vetter | Was Dr. Fabritius vorhin in Bezug auf das Postsowjetische angesprochen hat, der



Versuch, alles als eine Art russischsprachiger Diaspora unter einen Hut zu bringen – ich denke, das ist das Problem, was man thematisieren sollte. Wir möchten uns nicht mit der Bezeichnung als „postsowjetisch-russischsprachige Diaspora“ zufriedengeben. Es gibt heutzutage hier in Deutschland nicht nur Russlanddeutsche, sondern zum Beispiel auch jüdische Kontingentflüchtlinge oder Menschen aus dem postsowjetischen Raum, die auf beruflichen Wegen hierhergekommen sind. Auch wenn die russische Sprache das verbindende Element ist, muss man doch sagen, dass jede dieser Gruppen ihre eigene Geschichte zu erzählen hat. Ich plädiere dafür, dass man auch den Russlanddeutschen die Möglichkeit und den Rahmen gibt, ihre eigene Geschichte zu erzählen. Dass wird zu wenig getan. Es gibt bereits viele Initiativen – auch die heutige Tagung geht ja in diese Richtung und ist sehr zu begrüßen. Aber noch nicht alle Geschichten sind erzählt worden. Und was wir mitbringen, also unser Kulturgut, unterscheidet sich von dem Kulturgut der anderen Gruppen, die auch russischsprachig sind. Also ich denke, das ist dieser Punkt, gegen den man sich wehrt, wenn es um diese Diskussion um die postsowjetische Migration geht.

Tamina Kutscher | Hans, um eine Gleichmacherei kann es ja auch nicht gehen...?

Hans-Christian Petersen | Nein, natürlich nicht, das wäre nicht weiterführend. Mir geht es im Kern darum, wie es gelingen kann, russlanddeutsche Geschichte in der Bundesrepublik Deutschland bekannter zu machen? Und das verbindet uns ganz sicher. Und mein Punkt ist, dass es einerseits an der Mehrheitsgesellschaft ist, das stärker zur Kenntnis zu nehmen als bisher, dass es aber auch an denen ist, die für die Gruppe sprechen, sich zu öffnen. Und Dinge in einen breiteren Kontext zu setzen, bedeutet ja mitnichten, etwas gleichzusetzen oder gleichzumachen, sondern es dient dazu, die Spezifika zu erkennen. Ich habe in den letzten Wochen relativ viel russlanddeutsche und jüdisch-sowjetische Literatur gelesen. Viktor Funk (geb. 1978 in Kasachstan), aber auch Dmitrij Kapitelman (geb. 1986 in Kiew) und Erica Zingher (geb. 1993 in Moldau) und andere wie Dmitrij Belkin (geb. 1971 in der Ukraine). Da gibt es – wenn wir bei dem Beispiel bleiben – in der russlanddeutschen und in der jüdisch-sowjetischen Geschichte (also bei denjenigen, die als sogenannte Kontingentflüchtlinge hierhergekommen sind) gravierende Unterschiede, da muss man ja nur an den Zweiten Weltkrieg denken, das ist keine Frage.

Aber wenn man auf den ersten Seiten des Buches von Dmitrij Belkin „Germanija: Wie ich in Deutschland jüdisch und erwachsen wurde“ liest, wie er Mitte der 1990er Jahre aus der Ukraine ausreist, mit dem Bus und mit der großen Tüte, in die die Sachen gepackt werden, und alle drei Tage und Nächte im Bus sitzen und fahren, dann ist die Schilderung voll von vergleichenden Perspektiven auf Russlanddeutsche, die die Sowjetunion zum selben Zeitpunkt verlassen. Da gibt es Gemeinsamkeiten, über die es lohnt, nachzudenken. Dadurch wird man auch dazu kommen zu fragen: Was unterscheidet uns? Und natürlich unterscheiden sich diese Gruppen – es geht nicht um Gleichmacherei. Ich denke, es ist ein Weg, um Anknüpfungspunkte zu bieten, um stärker in die Gesellschaft zu kommen.

Albina Nazarenus-Vetter | Die Sozialisierung war ganz klar ähnlich, weil der Staat aus dem die Menschen kommen, derselbe war. Bestimmt hat Dmitrij Belkin ähnliche Erfahrungen aus der ehemaligen Sowjetunion mitgebracht wie zum Beispiel Edwin Warkentin und seine Familie. Ich kenne Dmitrij Belkin, auch seine Geschichte – er war u. a. in Frankfurt am Main am Jüdischen Museum tätig, wir haben auch zusammen an einer Podiumsdiskussion teilgenommen. Nichtsdestotrotz sind die Geschichten der Familien, auch über die Deportation, unterschiedlich. Es gibt Gemeinsamkeiten, aber jede Gruppe hat auch ihre eigene Geschichte zu erzählen. Ich möchte um Verständnis bitten, dass auch wir den Rahmen für unsere Geschichte haben möchten. Das war uns leider viele Jahre verwehrt, in der Sowjetunion sowieso. Herr Fabritius hat das angesprochen – wir waren Opfer von beiden Seiten, von beiden Unrechtsstaaten. Und diese Geschichte möchten wir erzählen und auch um Verständnis dafür bitten, u. a. auch für die Integrationsprobleme, die ja zum Teil auch darauf zurückzuführen sind, dass die Menschen einen Teil ihrer Identität verloren haben, teilweise immer noch auf der Suche nach dieser Identität sind.

Tamina Kutscher | Es ist leichter, weniger auf die eigene Geschichte zu pochen und die Erzählung zu öffnen, wenn man weiß, dass die eigene Geschichte anerkannt und gehört wird. Insofern ist es ein beidseitiger Prozess. Es ist einerseits nötig, dass die Mehrheitsgesellschaft – die ja auch sehr heterogen ist – auf jeden Fall unterscheidet zwischen Russlanddeutschen und Kontingentflüchtlingen, nicht die ganze russischsprachige Community in einen Topf wirft und die Geschichten kennt. Genauso wichtig ist es aber

andererseits für alle (wenn wir schon von diesem neuen „Wir“ reden), uns gegenseitig zuzuhören und unsere Geschichten, die nicht immer linear sind und nicht immer ohne Brüche und Schattenseiten stattfinden, zu erzählen. Und das gilt für alle Gruppen.

Hans-Christian Petersen | Das würde ich auch unterstreichen. Um auf das Buch von Viktor Funk mit dem schönen Titel „Mein Leben in Deutschland begann mit einem Stück Bienenstich“ zurückzukommen – das ist letztendlich eine Geschichte des Ankommens, bis heute. Und sie hat ganz viel zu tun mit den Wechselwirkungen zwischen dem Individuum und der Gesellschaft. Viktor Funk legt Wert darauf, dass dies keine ausschließlich russlanddeutsche Geschichte sei. Er sagt immer wieder, dass es eine gesamtgesellschaftliche Frage ist, wie wir in der bundesrepublikanischen Gesellschaft mit Zuwanderung, mit Migration umgehen? Wie damit, dass wir schon lange eine diverse Gesellschaft sind? Wir leben in einer postmigrantischen Gesellschaft. Das hat etwas zu tun mit der Frage, wie migrantische Menschen (die Gruppen sind sehr heterogen) repräsentiert werden? Wie werden sie gehört in dieser Gesellschaft? Das ist ein Thema bei den Russlanddeutschen. Deswegen halte ich auch das Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte in Detmold für einen so wichtigen Ort der Sichtbarkeit und des Austausches. Es führt aber insgesamt zu der Frage, wie sich die Bundesrepublik Deutschland versteht? Und ich denke, dass auch die Bundesrepublik Deutschland noch ein Stück Weg zu gehen hat, anzuerkennen, dass es nicht die eine deutsche Leitkultur gibt, in die man sich hinein zu integrieren hat, sondern dass es hier eine postmigrantische, vielfältige Gesellschaft gibt. Darein passen genau die Russlanddeutschen, finde ich. Deshalb ist diese Migrationsüberschrift weiterführend, um das zu diskutieren, ohne die Spezifika zu vernachlässigen.

Tamina Kutscher | Es wurde das Projekt „Schweigeminuten“ erwähnt. Das sind Videos auf der Seite des Museums in Detmold, in denen Russlanddeutsche über die Deportationsgeschichte reflektieren. Manche Überschriften sind erschreckend, etwa: „Früher waren wir die fünfte Kolonne Hitlers, heute die fünfte Kolonne Putins“. Das zeigt, wie sehr sich Russlanddeutsche heute in der Gesellschaft stigmatisiert fühlen. Ira, ich muss dich als Medienfrau fragen: Du hast vorhin gesagt, es ist alles

Zum Projekt
„Schweigeminuten“:



schon besser als noch vor Jahren. Aber es gibt offensichtlich noch „Luft nach oben“. Was würdest du dir als Journalistin und Russlanddeutsche wünschen? Von beiden Seiten?

Ira Peter | Von den Medien würde ich mir wünschen, dass sie sorgfältiger recherchieren. Aber ich möchte auch keinen Vorwurf machen, weil es im Medienbetrieb oftmals sehr hektisch zugeht und man bestimmte Themen vorgesetzt bekommt. Und ich kann mir vorstellen, dass Reporter und Reporterinnen mit einem bestimmten Auftrag losgeschickt werden, mit einer bestimmten Botschaft, was sie genau liefern sollen – beispielsweise vielleicht die „fünfte Kolonne Putins“. Deswegen müsste es eigentlich an die Cheftagen gehen, dass sie Journalistinnen und Journalisten mehr Zeit geben, Aufträge sorgfältig zu recherchieren. Und ich würde mir wünschen, das nicht immer nur Skandalthemen in den Medien landen, so wie „Impfgegnerschaft“, „Putinhörigkeit“, „Nähe zu rechtsradikalen Parteien“ – das langweilt mich seit Jahren. Wir Russlanddeutsche haben so viele interessante Geschichten zu erzählen, ich würde mir Interesse für diese Geschichten wünschen. Auf der anderen Seite hieß es vorhin, die anderen müssten sich für uns interessieren – das stimmt schon. Aber wir Russlanddeutschen müssen uns auch für die Gruppen, die in Deutschland leben, interessieren und ihnen genauso zuhören. Das vermisse ich manchmal in der *Community*. Dass Teile sich immer auf ihr Opferdasein fokussieren, finde ich schade. Ich möchte nicht Opfer sein, ich bin kein Opfer. Opfer sein bedeutet, dass man nicht in der Lage ist, sich zu wehren, dass man machtlos ist. Das bin ich nicht. Und ich möchte, dass wir rausgehen. Ich wünsche mir eine stärkere Öffnung der Russlanddeutschen gegenüber Deutschland.

Tamina Kutscher | Albina, Sie haben gerade ganz heftig genickt. Ist das ein Appell, den Sie teilen?

Albina Nazarenus-Vetter | Auf jeden Fall. Ich sehe mich persönlich auch nicht als Opfer und ich denke, unsere *Community* betrachtet sich auch nicht als Opfer. Wichtig ist, die eigene Geschichte zu kennen, zur eigenen Identität zu finden – oder sich darin zu festigen. Dann weiß man, wer man ist und wo der Platz in dieser Gesellschaft ist. Und ich finde, dass die Russlanddeutschen eine Bereicherung für diese Gesellschaft sind. Es sind so viele talentierte Menschen

nach Deutschland gekommen, wenn man anschaut, was sie alles können, was sie alles mitgebracht haben – auch das war in dem Koffer drin. Wie viele Kompetenzen, wieviel Talente! Also ich betrachte mich, meine Gruppe, meine *Community* nicht als Opfer.

Tamina Kutscher | Es gibt immer wieder Dinge, die beklagt werden, bei denen es sich nicht um Pauschalierungen handelt, sondern um vorkommende Probleme wie beispielsweise fehlende politische Partizipation. Sehen Sie darin auch ein „sowjetisches Gepäck“?

Albina Nazarenus-Vetter | Ja, das beklagen wir schon sehr, eine gewisse Passivität. Wir wünschen uns auch bei der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland mehr Teilhabe, mehr Partizipation, mehr Sichtbarkeit. Es gibt diese Geschichte zu erzählen. Wir müssen im Dialog stehen mit der Aufnahmegesellschaft, mit der Mehrheitsgesellschaft, auch mit anderen Zuwanderergruppen – sehr gerne! Ich denke an so viele Projekte und Initiativen, die es im Austausch mit anderen Zuwanderergruppen gibt. Deutschland ist eine plurale Gesellschaft, eine vielfältige Gesellschaft. Das ist das Positive an dieser Gesellschaft. Und positiv ist auch, dass jeder seine kulturelle Eigenheit frei ausleben darf. Das war im Unrechtsstaat, in der Diktatur, in der Sowjetunion leider nicht der Fall. Wir leben hier in einem freien, demokratischen Rechtsstaat – wie toll! Ich wünsche mir oft, dass wir alle hier – zugewanderte Menschen, aber auch einheimische Menschen – an einem Ziel arbeiten, an einem gemeinsamen Haus bauen – und nicht jeder nur sein eigenes Süppchen kocht... Das geht nur im Dialog, mit einer Sichtbarkeit, mit einer Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Dafür plädieren wir auch bei unseren Landsleuten: Seid nicht gleichgültig, seid mündige Bürger dieser Gesellschaft!

Tamina Kutscher | Mit diesem Appell „Zeigt euch!“ und einem angeschlossenen Appell „Hört zu, öffnet euch!“ möchte ich hier zum Schluss kommen, ich danke Ihnen allen ganz herzlich für Ihre Mitwirkung!



Die Diskussion im vollständigen Wortlaut sowie die gesamte Veranstaltung sehen Sie im Youtube-Kanal des Deutschen Kulturforums östliches Europa



Bewahrung der Erinnerung – eine Aufgabe für die Zukunft

Schlusswort von **Kornelius Ens**, Direktor des Museums für russlanddeutsche Kulturgeschichte, Detmold

Verstehen und Selbstverstehen

Insbesondere im Kontext der vielfältigen Migrationswege der Vergangenheit, ob freiwillig oder unfreiwillig angetreten, bekommen diese Themen ganz neue Bedeutung. Einige knappe Beobachtungen dazu.

Aus der heutigen Sicht der Migrationsforschung wissen wir, dass die „kulturelle Navigationsfähigkeit“ eine der wohl wichtigsten Kompetenzen darstellt, sinnstiftend Gesellschaft zu gestalten. Sich immer wieder neu auszuhandeln, Identifikationsmerkmale beizubehalten, neu anzunehmen oder auch abzulegen betrifft bei weitem nicht nur Personen, die zugewandert sind – aber vor allem sie. Zwei Komponenten sind dafür von immenser Bedeutung: Ein *Verstehen der Gesellschaft*, in welcher man leben möchte und ein, nennen wir es, *Selbstverstehen*.

Und unweigerlich betreten wir das Feld der Erinnerungen, der erkenntnisleitenden Motive, der vorgeburtlichen Erfahrungen und letztlich auch das der Kraft für die Aufgabenstellung der Zukunft. Aus der Vermittlungsarbeit unseres musealen Alltags wissen wir: Insbesondere die letztere Kompetenz, das *Selbstverstehen*, ist bei vielen Russlanddeutschen häufig nur rudimentär ausgeprägt. Außerhalb von narrativen Familiengeschichten wird es häufig schon ziemlich dünn. Das gilt vor allem für die in Deutschland sozialisierten und aufgewachsenen Personen mit russlanddeutschem Hintergrund. In ihrer Schulzeit in Deutschland wird es wohl kaum Berührungspunkte mit diesem Teil deutscher Geschichte gegeben haben. Und ja, wenn dann das „russlanddeutsche Gepäck“ geöffnet wird, scheint eine schicksalsgemeinschaftliche Erinnerung das zu sein, was geblieben ist.

Enteignete die Sowjetunion der 1920er/30er Jahre viele Minderheiten, u. a. die deutsche nicht nur wirtschaftlich, sondern über die Schließung von Hochschulen, Schulen und Theaterwesen auch kulturell, mündete die Geschichte letztlich in die Deportation von Russlanddeutschen vor 80 Jahren, der wir uns heute erinnern. Neben dem Verlust von Kultur kam bisweilen das Trauma dazu. Auch deshalb ist es kompliziert, Ansatzpunkte einer breiten Erzählung von Russlanddeutschen zu finden – eine Verortung im globalhistorischen Sinne auf Metaebene.

Die Friedenpreisträgerin des deutschen Buchhandels, Aleida Assmann, stellte mit Bezug auf Flucht-, Vertreibungs-, und Aussiedlungsgeschichten aus meiner Sicht zurecht fest:

„Der Bereitschaft, sich belastenden Ereignissen der Vergangenheit wieder zu stellen und diese auch zu kommunizieren, gehen oft lange Phasen des Vergessens und der Abwehr voran. Solche Latenzphasen finden erst ihr Ende, wenn sich von der Gegenwart aus ein Rahmen aufbaut, in dem das Ausgesparte und Ausgeschlossene seinen Platz finden kann.“⁵

Rahmen gibt es bereits einige. Es ist viel passiert in den letzten Jahren. Mit Hilfe der Mittel der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien durfte beispielsweise eine Schwerpunktprofessur an der Universität Osnabrück installiert, und seit 2016 das Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte weiter ausgebaut werden. Professionelle Strukturen wurden geschaffen, um anschließend das Kulturreferat für Russlanddeutsche in Detmold anzusiedeln. Und wir erleben das enorme Potential dieser Geschichten von, aber auch über Russlanddeutsche. Allerdings ist es nicht leicht, die Geschichte von Russlanddeutschen in Deutschland wiederzufinden. Kaum Erinnerungsorte, keine Gedenkstätten, kein Zugang über ein kollektives Gedächtnis – und dennoch ein Diktaturerleben „im Gefühl“, welches sowjetisch geprägt, enormen Einfluss auf politische, kulturelle und weltanschauliche Lebensbereiche haben kann.

Die Bundesrepublik Deutschland bescheinigte den Russlanddeutschen ein erhebliches Kriegsfolgeschicksal und damit ein privilegiertes Zuwanderungsrecht. Auf dieser Grundlage fand dann die Zuwanderung nach Deutschland statt. Und genau hier gilt es meines Erachtens einzuhaken und zu verbinden. Dazu nochmals Aleida Assmann:

„Wenn wir länger über die geschichtlichen Hintergründe von Flucht, Vertreibung und erzwungener Umsiedlung nachdenken, wird uns bewusst, wie andauernd und ununterbrochen die Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts von diesen Erfahrungen begleitet war.“⁶

⁵ Gedenkstunde anlässlich des Gedenktages für die Opfer von Flucht und Vertreibung am 20. Juni 2019 in Berlin Festrede – Professor Dr. Aleida Assmann, Friedenspreisträgerin des Deutschen Buchhandels 2018. S. 1. [https://www.bund-der-vertriebenen.de/fileadmin/news_import/190620_Festrede_Aleida_Assmann.pdf] Zugriff am 22.09.2021].

⁶ Ebd. S. 2.



INVENTARNUMMER 2017/684.

Unbekannter Fotograf: Großmutter und Enkelkind in der Verbannung, Lesnoj/Gebiet Iwanowo, UdSSR 1957.

Sara Janzen (geb. 1895 in Friedensdorf, gestorben 1990 in Martuk, Kasachstan) mit ihrem Enkel Jakob vor dem Haus in Lesno. Ihre Familie lebte im Zweiten Weltkrieg unter deutscher Besatzung, flüchtete in den Warthegau (heute Polen) und wurde von dort in das Gebiet Iwanowo deportiert (bis 1957), anschließend lebte die Familie in Martuk in der Kasachischen SSR. 1990 kam sie nach Deutschland.

INVENTARNUMMER
2017/102.

Unbekannter Fotograf:
Verbannungsort Gawrilowka/
Gebiet Krasnojarsk,
Sibirien, UdSSR, 1950.

Neben einem kargen Holzhaus sitzt eine Gruppe kleiner Kinder auf einem hölzernen Boden, während die Eltern Zwangsarbeit leisten müssen.



INVENTARNUMMER 2017/104.

Unbekannter Fotograf:
Ehe im Verbannungsort.

Ehepaar Bertha und
Friedrich Tittel am
10. Juli 1949 (vielleicht
das Hochzeitsfoto?).

Bertha kam aus dem Gebiet
Saporoshje, Friedrich von
der Wolga. Beide waren in
der Trudarmee.



Das wäre aus meiner Sicht ein zentraler Ansatzpunkt. Und da schließe ich mich den Vorrednern an: Stalinistische Diktaturerfahrung ist nicht ohne das nationalsozialistische Verbrechen verstehbar. Diese Bezüge herauszustellen, würde es erleichtern, die Geschichte der Russlanddeutschen in den gesamtdeutschen Diktaturerfahrungskontext zu integrieren. Eine historische Dimension wäre als Brücke gefunden – auch für den historisch-allgemeinbildenden Kanon. Ein natürliches Gespräch über deutsche Geschichten wäre eröffnet.

Ebenso sollten aber auch soziologische und gegenwärtige Bezüge hergestellt werden. Viele Millionen Personen, die in Deutschland leben, haben Zuwanderungshintergrund. Bei Vielen gibt es die Erinnerung an Diktatur und erzwungene Umsiedlung. Hier sehe ich Anknüpfungspunkte für eine neue Erzählung der Erinnerung. Ich habe auch bereits in unserem Museum Tränen von Geflüchteten aus Syrien gesehen. Und ich stimme Frau Peter zu. Sinngemäß hieß es bei ihr: „sowjetisches Gepäck“ ist eine leichte Schachtel voller bunter, schöner Erinnerungen an meine Kindheit in Kasachstan. Ich empfinde meine Herkunft nicht als Last, sondern als Bereicherung, da sie es mir ermöglicht, verschiedene Kulturen zu leben und zu verstehen.“ Richtig! Geschichte und Erinnerung funktionieren nicht nur über „Opferstatus“ und „Schicksalsgemeinschaft“. Es sind auch und vor allem die wahrhaft schönen Erinnerungen und die Alltagsgeschichten, die inspirieren und einen Ort behalten möchten. Der beste Weg dahin scheint mir die Erzählung zu sein – über die Erinnerung.

Wir brauchen für diese Erzählung Erinnerungsräume diverser, migrantischer Erinnerung. Sie wird, wenn man so will, Teil der neuen normalen kollektiven Erinnerungskultur im Deutschland der Zukunft. Exilantisches Erinnern! Wie aber, wenn man nicht in dem Land lebt, in welchem Erinnerungs-, und Gedenkorte auffindbar sind? Dann sind es wohl die Kulturräume, die wir hier schaffen. Das sind die „sicheren Orte“. Die Zukunft des gemeinsamen Gedächtnisses in Deutschland heißt aus meiner Sicht Erinnerungs-, Vergewisserungs-, Aufklärungs-, und Vermittlungsraum. Wir genießen es, als Migrationsmuseum vor allem das anbieten zu dürfen.

So können in Zukunft diese Geschichten in eine gesamtgesellschaftliche Erinnerung integriert werden. Und die sehr privaten, manchmal auch funktionalisierten Familiennarrative von Russlanddeutschen können überführt werden in ein kommunikatives Gedächtnis.

Zu dieser selbstverständlichen Kommunikation gehört ganz sicher die breitenwirksame Auseinandersetzung – auch über Forschung, wie sie u. a. am Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa in Oldenburg, am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien an der Universität Osnabrück und auch andernorts geleistet wird. Die Diskussionen rund um das Thema Erinnerungskulturen Russlanddeutscher – Debatten zu ihren Befindlichkeiten und Ausdrucksformen, werden aus meiner Sicht nur dann Seriosität und Ausgewogenheit bekommen, wenn sie noch viel selbstverständlicher wissenschaftlich reflektiert werden.

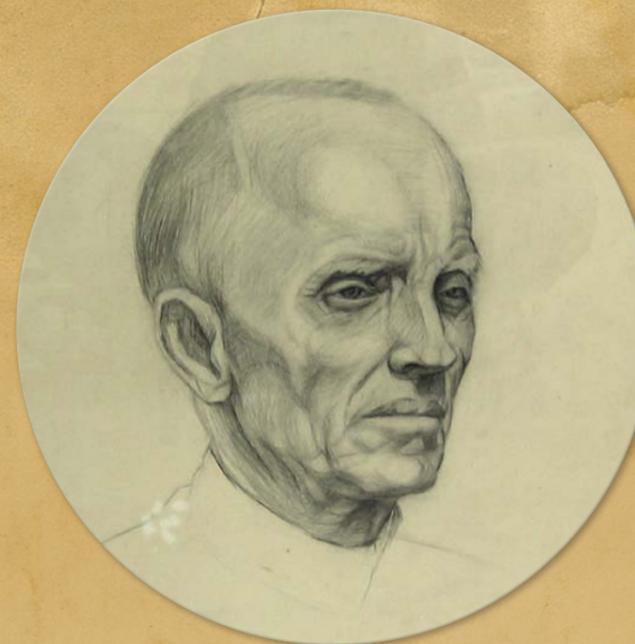
Popularisierung von Geschichte und Erinnerung, Romane, Sachbücher, Filme, Podcasts, etc. – alles das könnte zu modernen Gedenkorten von und mit Migrant*innen werden – zu Verknüpfungsräumen. Für die Zukunft bleibt zu hoffen, dass diese Geschichten selbstverständlicher werden und Personen mit russlanddeutschem Zuwanderungshintergrund ein Selbstverstehen ebenso ermöglicht wird, wie der Mehrheitsgesellschaft Aufklärung über ihre Geschichten. Ein Dialog würde sich anbahnen und „sichere Räume“ könnten sich weiten. Und als Mensch mit russlanddeutschen Vorfahren sage ich auch: eine anthropologische Konstante ist der Wunsch nach Würde. Seit ich meine Erzählung fand, habe ich so etwas wie Würde viel präsenter vor Augen. Und man wird neugierig auf neue und andere Storys. Es sollte doch mit Leben gefüllt werden, was wir an der Friedland-Gedächtnisstätte lesen können:

**„Völker entsaget dem Hass. Versöhnt euch, dienet dem Frieden.
Baut Brücken zueinander.“**

Erinnerung wäre bewahrt – eine Aufgabe für die Zukunft formuliert.

Kornelius Ens

Direktor des Museums für
russlanddeutsche Kulturgeschichte,
Detmold



INVENTARNUMMER 2011/302.

Jakob Wedel: Der physisch und seelisch Gebrochene. Porträt von Fritz Müller, Frunse, 1968.

Fritz Müller wurde als 16-Jähriger zu Zwangsarbeit in Tscheljabinsk verurteilt, 1943 als „besonders gefährlicher politischer Verbrecher“ für zehn Jahre nach Workuta verbannt, erst 1960 entlassen. Es gab keine Familienangehörigen mehr.

Jakob Wedel lernte Fritz Müller und seine Lebensgeschichte zufällig auf einem Spaziergang kennen und fertigte drei Zeichnungen von ihm an.

Deportation und Erinnerung

Veranstaltung zum 80. Jahrestag der Zwangsumsiedlung der Russlanddeutschen 1941 am 28. August 2021

Veranstalter

Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM)
Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE)

Partner

- › Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte, Detmold
- › BKM-Kulturreferat für Russlanddeutsche, Detmold
- › Deutsches Kulturforum östliches Europa, Potsdam
- › Landsmannschaft der Deutschen aus Russland, Stuttgart
- › Memorial Deutschland, Berlin
- › Institut für Migrationsforschung und interkulturelle Studien an der
- › Universität Osnabrück (IMIS)

Herausgeber

© Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa
Johann-Justus-Weg 147a
26127 Oldenburg
Telefon 0441 96195-0
Telefax 0441 96195-33
bkge@bkge.uni-oldenburg.de
www.bkge.de
Stand: Oktober 2021

In Zusammenarbeit mit

MUSEUM FÜR
RUSSLANDDEUTSCHE
KULTURGESCHICHTE



Deutsches
KULTURFORUM
östliches Europa



UNIVERSITÄT
OSNABRÜCK



KULTURREFERAT FÜR
RUSSLANDDEUTSCHE

AM MUSEUM FÜR RUSSLANDDEUTSCHE KULTURGESCHICHTE



MEMORIAL
DEUTSCHLAND



ZUSAMMENHALTEN – ZUKUNFT GESTALTEN
LANDSMANNSCHAFT
DER DEUTSCHEN AUS RUSSLAND



Institut für Migrationsforschung
und interkulturelle Studien
IMIS
Institute for Migration Research
and Intercultural Studies

Abbildungen

Innenseite Umschlag: Ruth Mogrovejo
Seite 24 links: Tamina Kutscher
Seite 24 rechts: Albina Nazarenus-Vetter
Seite 27: Prof. Dr. Hans-Christian Petersen
Seite 29: Tamina Kutscher, Albina Nazarenus-Vetter,
Prof. Dr. Hans-Christian Petersen, Ira Peter
Seite 31: Dr. Marit Cremer, Ira Peter

Abbildungsnachweis

Umschlag und Seite 22f: Heinrich Brogsitter: Letzte Äpfel aus dem eigenen Garten, 1997. Ausschnitte: Seite 8, 13 und 14. Inventarnummer 2002/272. Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte, Detmold.

Wir danken dem Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte in Detmold, das auch die Abbildungen auf den Seiten 17, 19, 21, 35 und 37 zur Verfügung gestellt hat.

Fotos von Susan Vaupel, Berlin:
Seite 4, 11, 15, 24, 27, 29, 31, 33 und 39.

**Deportation und Erinnerung**

80. Jahrestag der Zwangsumsiedlung
der Russlanddeutschen 1941

Musikalischer Ausklang

Reinhold Glière: Intermezzo, Impromptu
und Etüde aus „Huit Morceaux“,
op. 39, für Viola und Violoncello

Ruth Mogrovejo, Viola
Uschik Choi, Violoncello



